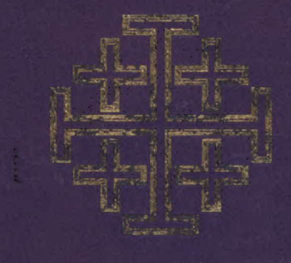
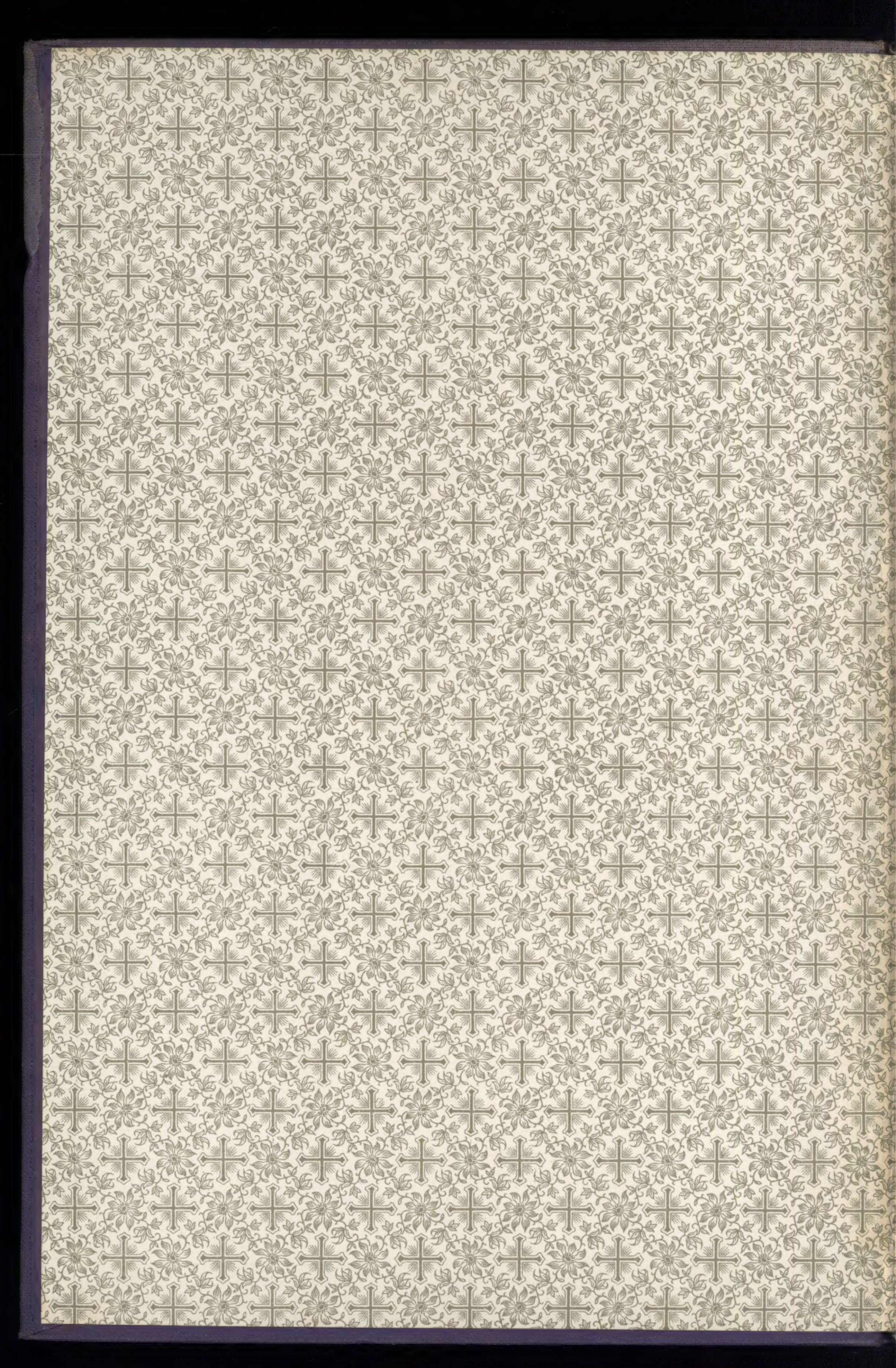
Palästinajahrbuch

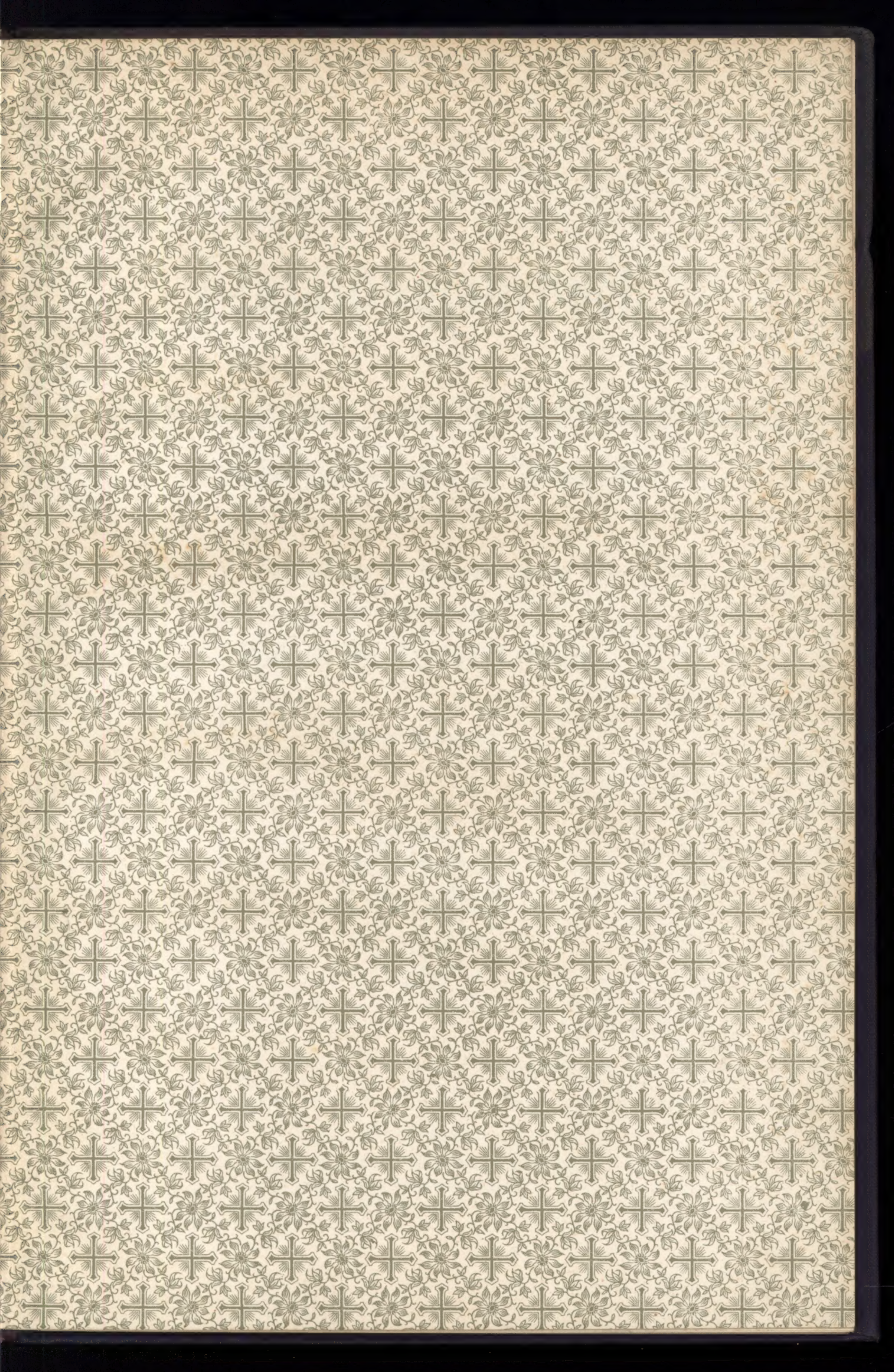
des

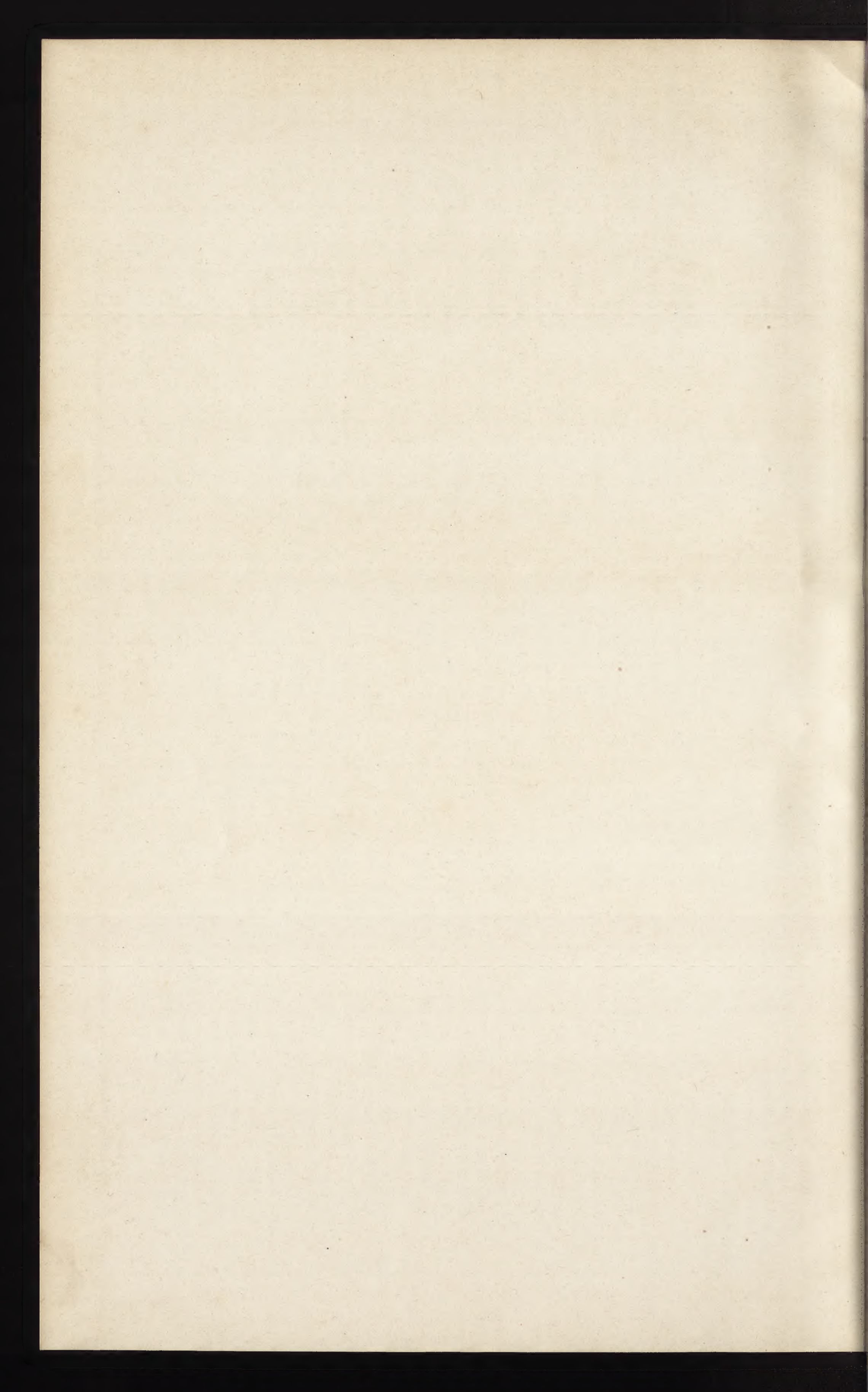
Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes zu Jerusalem

1909









Palästinajahrbuch

des

Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes zu Jerusalem

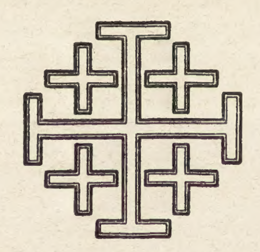
---

Im Auftrage des Stiftungsvorstandes

herausgegeben von

Prof. D. Dr. Gustaf Dalman

Fünfter Jahrgang



Mit 2 Textskizzen, 6 Tafeln und 1 Karte in Steindruck

Berlin 1909

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68—71



Inhaltsverzeichnis.

Abbildungen.

Im Text:

Berichtigung. S. 19 Z. 10 lies: des līṭāni.
S. 26 Z. 2 lies: ṭileʿ.



I.

Jahresbericht

des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes

für das

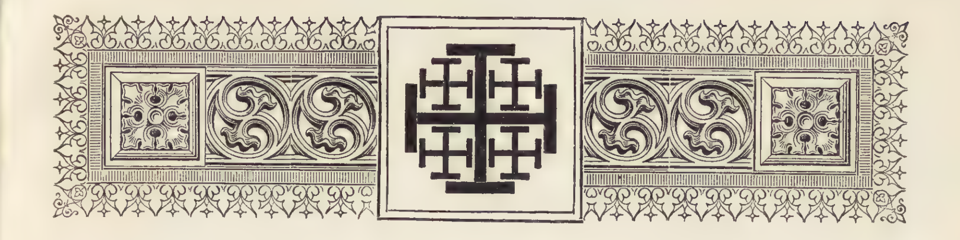
Arbeitsjahr 1908/09

abgestattet

vom derz. Vorsteher Professor D. Dr. Dalman

im Mai 1909.





1. Bedingungen eines erfolgreichen Aufenthalts in Palästina.

Unter den Besuchern Palästinas ist die Klage allgemein über die Enttäuschung, welche ihnen der Aufenthalt in diesem Lande bereite. Sie meinten, der Anblick der heiligen Stätten werde überwältigende religiöse Stimmungen in ihnen erzeugen, und finden sich statt dessen gelangweilt, zerstreut, abgestoßen. Wenn sie hören, daß von all den Heiligtümern in Jerusalem, Bethlehem, Nazareth sich kein einziges an zweifellos echter Stätte befindet, meinen sie, daß ihnen das Ziel der Pilgerfahrt unter den Händen zerrinnt. Aber evangelische Christen beweisen damit nur, daß sie noch unter der Macht antiker Anschauungen von der Heiligkeit gewisser Punkte auf der Erde stehen. Für die Anbetung des Vaters im Geist ist das Kämmerlein daheim ein besserer Platz als das heilige Grab in Jerusalem.

Trotzdem sind hochgespannte Erwartungen beim Besuche des heiligen Landes berechtigt. Das Betrachten des unzweifelhaft echten Schauplatzes der heiligen Geschichte muß lehrreich sein, es muß auch staunende Andacht erwecken bei dem, der Gottes Finger in dieser Geschichte glaubt und empfindet. Es gehört aber dazu, daß man etwas von dieser Geschichte versteht und daß man vermag, ein Land in seinem Zusammenhange mit seiner Geschichte zu begreifen. Bei nicht wenigen fehlt es an dem ersteren, bei den meisten am letzteren, und deshalb ist ein ergebnisloser Besuch Palästinas eine so häufige Tatsache. Geistiger Ertrag ist nicht möglich ohne entsprechende geistige Arbeit.

Solche Arbeit muß der Reise vorangehen. Sie besteht füglicher Weise nicht in der Lektüre von Reisebeschreibungen, über deren Wert oder Unwert man noch kein Urteil haben kann, sondern zuerst darin, daß man sich in die heilige Geschichte vertieft und sie zu betrachten sucht in bezug auf ihre Bodenständigkeit, d. h. in ihren Beziehungen zu ihrem Lande,

auch dessen Natur und Klima. Die Wechselwirkungen der über dies Land verteilten Stämme und Völker, ihre wichtigen Wanderungen, Heereszüge und Kriegsschauplätze, ihre befestigten Punkte, Hauptstädte und Heiligtümer sind ins Gedächtnis aufzunehmen.[1] Die lokalen Probleme, welche alle diese Dinge aufgeben, müssen den Geist des Pilgers beschäftigen, wenn er über den Boden Palästinas dahinreitet. Wer keine Fragen nach diesem Lande mitbringt, wird auch keine Antworten von dort mit heimnehmen.

Aber man muß auch der Eigenart des Landes Verständnis entgegenbringen. Die kindliche Meinung, daß es genüge, wenn nur möglichst viel davon gesehen und photographiert werde, ist leider weit verbreitet. Und doch können bei der einseitigen Bildung der Meisten von uns, die gerade auf geographischem Gebiet die Grenze der Wissenschaft kaum je berührt hat, auf diese Weise nur sehr verschwommene Bilder entstehen, bloße oberflächliche Illustrationen zur heiligen Geschichte, wie man sie in den Bilderbibeln hat, aber jeder Belehrung bar. Wer Palästina recht sehen will, muß für alles ein Auge haben, für Gesteine, Pflanzen, Tiere und Menschen, für Feld, Dorf, Wald und Wüste, für antike Ortslagen, Gräber, Straßen. Jede willkürliche Auswahl durch Beschränkung auf das, was man für „lohnend" ausgibt, und was irgend einer einseitigen Neigung entspricht, bedeutet mit Sicherheit, daß man überhaupt kein wachsamer geographischer Beobachter sein wird und nicht selten Wichtiges übersehen. Für den Forschungsreisenden gibt es nirgends Langeweile; denn wenn auch nicht alles in gleichem Grade die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, findet er doch stets etwas zu beobachten und zu bedenken. Die eintönige Ebene ist für das Verständnis eines Landes ebenso wichtig wie das romantischste Tal. Wessen Urteil über eine Gegend sich über einige ästhetische Kategorien nicht zu erheben vermag, wird ihr Wesen niemals erfassen.

Freilich darf die Betrachtung sich auch nicht in den Einzelheiten verlieren, so nützlich es ist, wenn man wenigstens auf einem Gebiet tiefere Sachkenntnis besitzt.[2] Man muß die Dinge in ihren gegenseitigen Beziehungen schauen und sie zu einem Gesamtbilde vereinen, das seinerseits wieder unter den großen Gesichtspunkten der Kultur, der Besiedelung und des Verkehrs betrachtet wird. Jetzt erst ist es möglich, die Geschichte

---

[1] Man lese dazu die geschichtlichen Bücher der Bibel mit Benutzung eines neueren Kommentars und Guthes Bibelwörterbuch oder Buhls Geographie des alten Palästina.

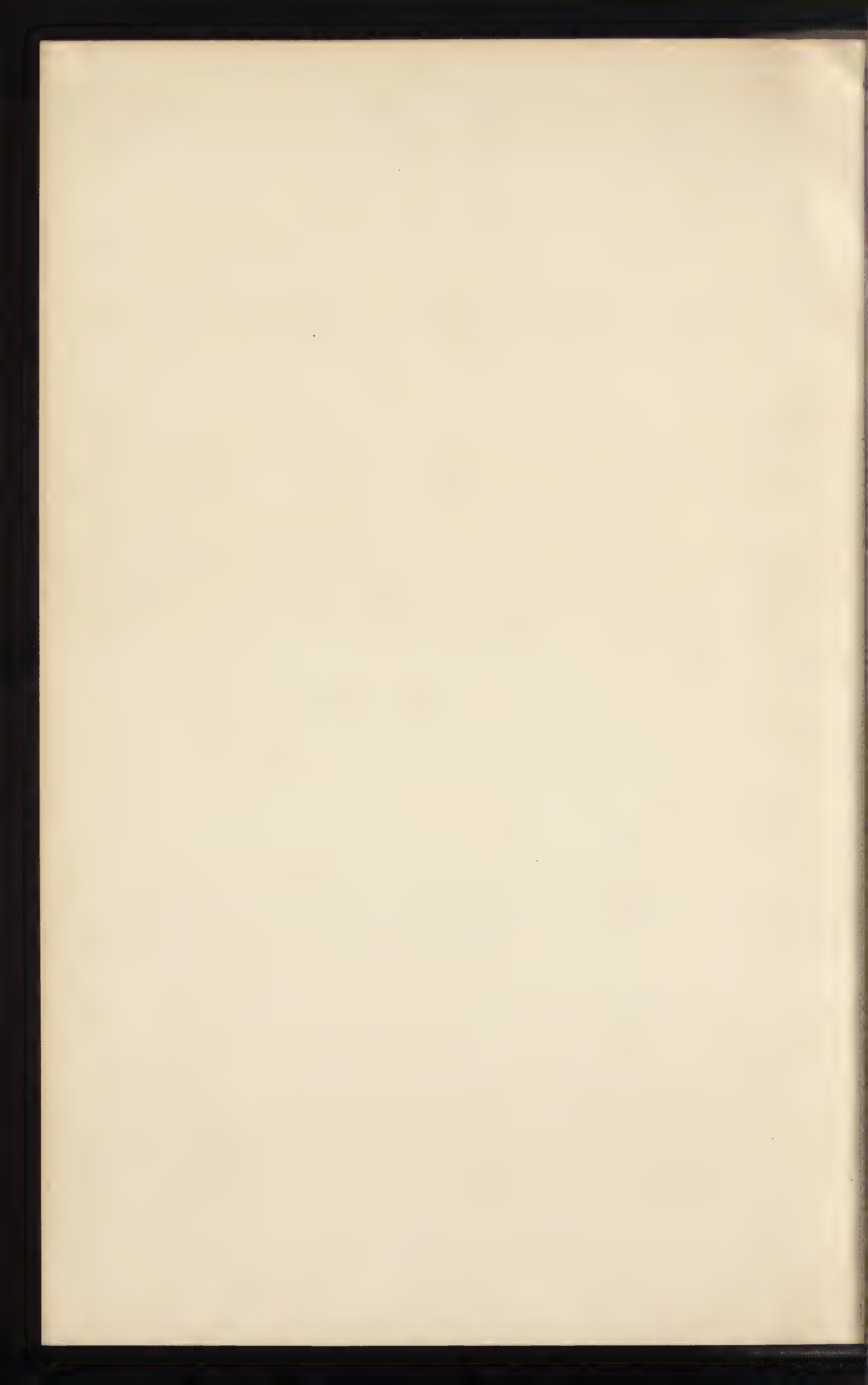
[2] Glücklich ist der, den eine botanische oder mineralogische Liebhaberei mit der Naturwelt in näherer Beziehung erhalten hat.



Karte von PALÄSTINA mit Angabe des Weges für Reise und Ausflüge des Jahres 1909, entworfen von G. Dalman.

Geogr. lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn Berlin, Kochstr. 68-71



der Landesbewohner mit Gewinn in das so verstandene Land hineinzudenken. Neue Kausalzusammenhänge werden die Erkenntnis beider vertiefen.

Zu einem derartigen Beobachter wird man nicht ohne Vorkenntnisse. Wenigstens die Elemente einer wissenschaftlichen Geographie[1] sollten angeeignet sein, und zwar nicht als ein totes Wissen, sondern als die Kunst, eine Landschaft zu „begreifen". Wer seine Heimat geographisch verstehen gelernt hat, wird auch andere Länder mit Nutzen sehen.

Nach solcher Vorbereitung bedeutet das Reisen, für das man auch körperlich trainiert sein sollte,[2] eine rege geistige Tätigkeit. Ein gründliches und genaues Schauen des gegenwärtig in Palästina Sichtbaren ist das Erste. Was nützen alle historischen Reflexionen, wenn man noch gar nicht weiß, was man für eine Landschaft vor sich hat! Nicht selten werden mit dergleichen in den Reisebeschreibungen die klaffenden Lücken der Beobachtung zugedeckt. Zum Sehen bedarf man der Zeit und Ruhe. Alles bloße Stürmen von „Sehenswürdigkeit" zu „Sehenswürdigkeit" ist schädlich und verrät nur die mangelhafte Seh- und Lernfähigkeit des Reisenden. Für die Orientierung ist es wichtig, daß man fleißig zur Karte greife,[3] um die Landschaft in der Karte wiederzuerkennen und die Karte mit der Landschaft zu vergleichen. Die Bleifeder hat die Aufgabe, die Beobachtungen festzuhalten, aber auch zu ihrer Klärung beizutragen. Die photographische Camera soll Charakteristisches, aber nicht Kuriositäten oder gleichgültige Dinge aufnehmen. Früher war das Zeichnen eine gute Veranlassung zur Vertiefung in eine Landschaft. Jetzt muß dasselbe geleistet werden, indem man Formen, Farben und Laute der Natur still beobachtet und in das Notizbuch einträgt.

An das Sehen des Gegenwärtigen knüpft sich die Aufgabe, die aus der Geschichte bekannte Vergangenheit mit der Landschaft zu ver-

---

[1] Worauf es dabei für Palästina ankommt, kann man in der einzigen, auf der Höhe geographischer Betrachtung stehenden Behandlung dieses Landes in Theobald Fischers Mittelmeer-Bildern, Band I, S. 74—153 sehen.

[2] Das Reiten, Klettern und Kriechen — dessen der Archäologe nicht entraten kann — in Palästina erfordert keine Gewandtheit, aber Ausdauer. Es ist schlimm, wenn die Fähigkeit zu beobachten unter Übermüdung leidet. Wer gewohnheitsmäßig Alkohol genießt, ich meine nicht den Trinker, erlahmt zuerst, und je höher er in den Jahren ist, desto sicherer.

[3] Dafür genügt nicht das Kartenmaterial eines Reisehandbuchs. Wer in Palästina etwas lernen will, muß die „Modern Map of Palestine" des Palestine Exploration Fund in 12 Blättern (Preis für Mitglieder 10 s. 6 d., für Nichtmitglieder 17 s. 6 d.) bei sich haben und fleißig brauchen. Für das Ostjordanland ist die jetzt vom Deutschen Palästina-Verein herausgegebene Karte Schumacher's die allein brauchbare Ergänzung.

binden. Dabei kommt es darauf an, vom Zufälligen und Veränderlichen im Landschaftsbilde abzusehen, das Wesentliche in den Vordergrund zu stellen und dabei die von den Denkmälern alter Zeiten in Ortslagen, Straßen und gewerblichen Vorrichtungen gegebenen Anzeichen in Rechnung zu setzen.

Diese Arbeit kann während des Verlaufes einer Reise nur vorläufig und skizzenhaft geleistet werden. Was man von Beobachtungen gesammelt hat, bedarf einer gründlichen Nachprüfung, welche Irrtümer ausscheidet und die Lücken aufsucht. Bei dieser Nacharbeit kommt die Vergleichung der in der Literatur niedergelegten Beobachtungen Anderer zu ihrem Recht, und die jetzt wiederholte Vergegenwärtigung der Geschichte Palästinas zeigt, was man zu ihrem Verständnisse gewonnen hat.

Ein Reisebericht — nicht für den Druck — sondern als Schatzkammer für verschiedenartigen späteren Gebrauch bietet die beste Gelegenheit, die Eindrücke, so lange sie frisch sind, zu fixieren und zu geschlossenen Bildern abzurunden.

Man sage nicht, daß bei solchem lernenden Schauen Palästinas das Religiöse zu kurz komme. Im Gegenteil, es erhält so erst den gesicherten Boden, auf dem es sich entfalten kann. Das Land, in dem man vergeblich nach heiligen Stätten suchte, wird in seinem ganzen Umfang zu einem Heiligtum, in welchem jede Phase und jede Person der heiligen Geschichte ihren Platz hat. Die großen Verkehrswege werden zu den Wanderpfaden der Männer Gottes, die stillen Ufer des Sees von Tiberias beleben sich mit den Worten des, der hier zu den Fischern redete „nicht wie die Schriftgelehrten“, die Ruinenstadt Gerasa verkündet laut den schneidenden Kontrast, mit welchem das Wort vom Kreuz in die Welt der Tempel, Theater und Thermen eintrat. Aber auch derartige Betrachtung wird sich dem leicht zerstreuten Sinn des Reisenden nicht aufnötigen. Wer sucht, der findet! Wer anklopft, dem wird aufgetan!

2. Das Verhältnis zu anderen wissenschaftlichen Anstalten.

Die im vorigen Jahresbericht (S. 3f.) erwähnte freundliche Beziehung zu dem Kaiserlichen Institut für ägyptische Altertumskunde in Cairo hat schon dies Jahr einigen unserer Mitglieder während ihres Aufenthalts in Ägypten zum Nutzen gereicht, wofür wir dem Direktor des Instituts, Professor Dr. Borchardt, Dank wissen.

Ebenso hoffen wir reichen Gewinn für die künftigen Mitglieder unsers Instituts von dem freundlichen Entgegenkommen der Centraldirektion des Kaiserlichen Archäologischen Instituts in Berlin, wonach

die Sekretariate desselben in Rom und Athen ihnen ihren Rat zur Verfügung stellen und bei Reisen oder wissenschaftlichen Arbeiten innerhalb ihres Bezirkes nach Kräften behilflich sein wollen.

3. Mitarbeiter und Mitglieder des Instituts.

Als diesjähriger Mitarbeiter wurde von Preußen, ältere Provinzen, entsandt Professor D. Dr. Löhr aus Breslau.

Als Stipendiaten wurden entsandt:

von Preußen, ältere Provinzen:

Pastor Mickley aus Lychen, Prov. Brandenburg,

Pfarrer Siegesmund aus Groß-Mirkowitsch, Prov. Posen,

von Preußen, neuere Provinzen:

Stadtvikar Jäger aus Frankfurt a. M.,

von Würtemberg:

Predigtamtskandidat Nestle aus Reutlingen,

von Baden:

Stadtvikar Duhm aus Mannheim,

von der freien Stadt Hamburg:

Hilfsprediger Möller aus Hamburg.

Vier der Mitglieder und der Mitarbeiter wohnten im Hotel Fast, zwei in dem nur beschränkte Räumlichkeiten für längeren Aufenthalt darbietenden Johanniterhospiz. Hoffentlich bringt die Zukunft die Möglichkeit eines einheitlichen Zusammenlebens.

4. Die Verpflichtung der Mitglieder.

Die im Vorjahr auf S. 5 des Berichtes mitgeteilte neue Fassung der Verpflichtung hat durch Beschluß des Stiftungsvorstandes vom 11. Dezember 1908 eine Änderung erfahren. Absatz 2 lautet jetzt: „vor jeder eigenen literarischen Ausnutzung des Aufenthalts in Palästina, einschließlich der Reise und der Ausflüge des Instituts, (ist) die Genehmigung des Stiftungsvorstandes einzuholen."

Außerdem wurde vom Vorstand beschlossen, die im Palästinajahrbuch veröffentlichten Beiträge ihren Verfassern nach Ablauf von zwei Jahren, vom Erscheinen des betreffenden Jahrbuches an gerechnet, zu anderweitiger literarischer Verwertung freizugeben.

5. Vorlesungen und Vorträge.

Die Vorlesungen des Lehrkurses im Februar und März 1909 galten folgenden Gegenständen:

1. Die Altertümer Jerusalems, Professor Dalman, Dienstag und Freitag 9—12 Uhr vormittags, ambulando.

2. Der Jahreslauf im modernen Palästina, Professor Dalman, Montag und Mittwoch 5—6 Uhr abends.

3. Israelitische Privataltertümer, Professor Löhr, Donnerstag 5—6 Uhr abends.

4. Neuarabische Lektüre (Palästinischer Diwan), Professor Dalman, Montag, Mittwoch, Donnerstag 6—7 Uhr abends.

Versuchsweise wurde diesmal die Vergangenheit Jerusalems auf einer Reihe von Wanderungen besprochen, deren jede ein bestimmtes Thema zu erledigen hatte. Wir hoffen, daß die Verknüpfung von Anschauung und Erläuterung anregend gewirkt hat, wenngleich die geschlossene Vorlesung eine allseitigere Erörterung der Probleme ermöglicht.

Die öffentlichen Vorträge hatten folgende Themata:

am 8. März: Der Wald im alten Palästina, Professor Löhr,

am 15. März: Der zweite Tempel zu Jerusalem nach jüdischer Vorstellung, Professor Dalman,

am 22. März: Die Ausgrabungen zu Geser, Herr R. A. Macalister, M. A., F. S. A.

Da die mehrjährigen Grabungen der englischen Palästina-Gesellschaft zu Geser eben jetzt zu Ende gingen, war es besonders wertvoll, daß der verdienstvolle Leiter derselben, Herr Macalister, sich bereitfand, in unserm Institut über die reichen Ergebnisse seiner Arbeit zu berichten. Wir danken ihm auf das verbindlichste für seine Willigkeit und beglückwünschen ihn und seine Gesellschaft zu der Vollendung eines für die palästinische Archäologie hervorragend bedeutsamen Werkes.

Für die Ausstattung des Vortragssaales überwies uns das Kuratorium der Jerusalem-Stiftung auf den Antrag von Herrn Propst Bußmann in Jerusalem 36 Stühle, wofür hierdurch ergebenster Dank gesagt sei.

6. Die Arbeiten.

Der Südosten der Nekropole von Jerusalem wurde dieses Jahr von den Mitgliedern des Instituts aufgenommen. Es handelte sich dabei um den Oberlauf des wādi en-nār mit den Seitentälern wādi jāṣūl und wādi el-ḳaddūm, sowie um den Unterlauf des wādi er-rabābe. Professor Dalman übernahm die Redaktion des gesammelten Stoffes.

Von schriftlichen Arbeiten der Institutsmitglieder liefen ein:

Oberlehrer Trusen in Stendal, Gethsemane.

Oberlehrer Bertheau in Hamburg, Eğ-ğīb und Gibeon.

Pastor Rotermund in Lehrte, Das Jerusalem des Burchard vom Berge Zion.

— —, Vom Gebirge Juda über Beersaba und Gaza nach Ramallah.

Privatdocent Lic. Alt in Greifswald, Mizpa in Benjamin.

Pastor Reymann in Koiskau, Gethsemane.

— —, Reisebericht von Hebron bis Ramallah.

Professor Lic. Lundgreen in Rudolstadt, Die Nachrichten des Wilhelm von Tyrus über Jerusalem im Lichte der Gegenwart.

Pfarrverweser Faber in Küsterdingen, Ein Tag in Petras Kletter-Irrgarten.

Von literarischen Arbeiten früherer Institutsmitglieder seien die folgenden erwähnt, welche eine wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen und zu ihrem Aufenthalt in Palästina Beziehung haben:

Domprediger Lic. Baumann in Halle a. S., König Saul, Theol. Stud. u. Krit. 1908, S. 161—176.

Oberlehrer Dr. Rothstein in Friedenau bei Berlin, Proben neuarabischer Volkspoesie aus Palästina in „Festschrift des Kaiser Wilhelms-Gymnasiums in Berlin", 1908.

Pfarrer Lic. Dr. Boehmer in Raben, Der Berg „Misʿar" (Psalm 42, 3), Theol. Stud. u. Krit. 1908, S. 613—22.

— —, Emmaus, Studierstube 1908, 285—289.

— —, Gibea, ebenda, S. 420—423.

— —, Geser, ebenda, S. 475—480.

— —, Jokn'am, ebenda, S. 688—691.

— —, Studien zur Geographie Palästina's, besonders im Neuen Testament, 1. Samaria, Stadt oder Landschaft. Zu Apg. 8, 5. 2. Zu Ev. Joh. 4 (Sichar-Sichem u. a.). 3. Tyropöon. 4. Magadan, Zeitschr. für neutest. Wissenschaft 1908, S. 216—229.

— —, Wo lag Ramath in Gilead? Zeitschr. f. d. alttestamentl. Wissenschaft 1909, S. 129—134.

— —, „Von Dan bis Beersaba", ebenda, S. 134—142.

— —, Silo. 1. Zu I Sam. 14, 3. 2. Zu Jerem. 41, 5. 3. Zu Judc. 20, 21, ebenda, S. 142—147.

— —, Das Werk der Judenmission im heiligen Lande, Nathanael 1908, S. 75—89.

— —, Jeremia und der „Euphrat", St. u. Kr. 1909. S. 448—458.

Professor Lic. Dr. Greßmann in Berlin, Die Ausgrabungen in Palästina und das Alte Testament. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1908.

— —, Palästinas Erdgeruch in der israelitischen Religion. Berlin, K. Curtius, 1909.

Professor Lic. Dr. Greßmann in Berlin, Dolmen, Masseben und Napflöcher, Zeitschr. f. d. alttestamentl. Wissenschaft 1909, S. 113—128.

Pfarrer Eberhard in Kotelow, Die neuesten Ausgrabungen in Palästina und ihr Ertrag für die Kananitische Religion, Glauben und Wissen 1908, S. 62—69, 97—102, 126—137.

Pfarrer Dr. Friedr. Jeremias in Dresden-Trachenberge, Götter und Sterne in Babylonien, Sonntagsbeilage zum Dresdener Anzeiger vom 30. Aug. und 13. Septbr. 1908.

Dr. R. Hartmann in Tübingen, Wādi Fāra, Globus 1908, S. 205—208.

Pfarrer Dr. Hagemeyer in Merseburg, Gibea, die Stadt Sauls, Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins 1909, S. 1—37.

Pastor Thomae in Querum, Peträische Kunst, Tagebuchblätter, Memnon 1909, Heft I, S. 48—76.

Als „Studien aus dem Deutschen evangelischen archäologischen Institut zu Jerusalem", Nr. 13—15, erschienen:

Professor Dalman, Topographische Notizen zum Wege nach Petra, Zeitschrift des Deutschen Paläst.-Ver. 1908, S. 259—67.

— —, Epigraphisches, ebenda, S. 268—271.

Pastor Thomae, Das Kidrontal von el-ḳā'a bis bīr eijūb, ebenda, S. 272—281.

7. Bibliothek und Museum.

In die Bibliothek wurden 71 Bände neu eingestellt.

Als Geschenke wurden ihr zuteil:

von der Direktion der Deutschen Orient-Bank in Berlin: Dr. Löytved, Konia, Inschriften der Seldschukischen Bauten, Berlin 1907.

von Professor D. Dr. Gregory in Leipzig: Das Freer-Logion, Leipzig 1908. Einleitung in das Neue Testament, Leipzig 1909.

von Professor D. Nestle in Maulbronn: De Sancta Cruce. Ein Beitrag zur christlichen Legendengeschichte, Berlin 1889. Philologica Sacra, Berlin 1896.

Allen Geschenkgebern sagen wir für das unserm Institut bewiesene freundliche Interesse verbindlichen Dank.

Das Museum, in welchem der Regen des Winters 1907/08 einiges Unheil angerichtet hatte, bedurfte eines Neuanstrichs seiner Wände. Dies gab den Anlaß zu einer vollständigen Neuordnung desselben, welche die Übersicht erleichtern und das Auge mehr befriedigen soll als die frühere Aufstellung. Der längst eingetretene Platzmangel war freilich auch hier wieder hinderlich. Der Mittelraum dient nun ausschließ-

lich der archäologischen Sammlung, der linke Nebenraum den ethnologischen Gegenständen, während im rechten die naturwissenschaftliche Abteilung untergebracht werden soll.

Die archäologische Sammlung hat um mehrere Exemplare von antiken Mühlen vermehrt werden können. Einen Unterstein einer römischen Mühle verdanken wir der Freundlichkeit des Priors des Deutschen Sions-Klosters in Jerusalem, P. Cornelius Kniel, O. S. B. Zwei andere Mühlsteine, die wir erwarben, boten besonderes Interesse, weil sie den Beweis lieferten, daß Steine derselben Form von Forschern wie Macalister und Thiersch nicht mit Recht für „ägyptische Fenster" gehalten worden sind. Aus Wilhelma gewannen wir einen römischen Meilenstein, denjenigen, dessen Inschrift ich ZDPV 1908, S. 269, veröffentlicht habe. Proben uralter Keramik und Steingeräte aus Jericho verdanken wir der Güte von Herrn Professor Watzinger, einem der Leiter der dortigen Ausgrabungen.

Für die ethnologische Sammlung schenkte Miß Bartle Frere aus Cambridge Proben von modernen Hebroner Glaswaren. Dem früher nach den Angaben des Vorstehers gefertigten Modell eines Bauernhauses des gewölbten Typus sind nun Modelle des Typus mit flachem Dache auf Bogen und mit flachem Dache auf Pfeilern hinzugefügt worden. Ebenso wurden Modelle einer modernen Wein- und Dibs-Kelter, einer Ölkelter mit Schraube und einer Ölkelter mit Winde zur Hebung des Gewichtes u. a. mehr nach genauen Angaben des Vorstehers hergestellt. Blümner würde in seiner „Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern", Goldmann in „Der Ölbau in Palästina zur Zeit der Mišnâh" über die Ölpresse, Graf v. Mülinen in seiner Schrift über den Karmel über vermeintliche Heiligtümer Richtigeres gesagt haben, wenn ihnen solche Modelle zur Hand gewesen wären. Es ist zu hoffen, daß sie, unter Verdrängung der jetzt in Jerusalem und Nazareth verkauften Spielereien, auch in Europa Beachtung finden werden, wenn einmal die von Greßmann (Studierstube 1908, S. 545 ff.) angeregte Errichtung von palästinischen Museen in Verbindung mit den Theologischen Fakultäten zur Ausführung gelangt.

Herbar und Steinsammlung des Instituts konnten auf den diesjährigen Ausflügen und Reisen vom Vorsteher weiter ergänzt werden. Für das erstere richtete derselbe sein Hauptaugenmerk auf die Bäume des Landes, die wohl jetzt fast vollständig in der Sammlung vertreten sind. Auch in der Steinsammlung dürfte nichts Wesentliches mehr fehlen. Einer durchgreifenden Revision wurde das Herbar durch Herrn

Dinsmore aus Jerusalem unterzogen. Der durch Herrn Aharoni hierselbst zusammengebrachte Anfang unserer Vogelsammlung erlitt insofern ein Unglück, als die vom Ausstopfen in Deutschland zurückkommende Sendung wegen der Boykotts österreichischer Schiffe von Jaffa wieder zurückgehen mußte und dann ein zweites Mal versandt werden, was eine Vervierfachung der Frachtkosten verursachte.

8. Ausflüge und Reise.

Hierzu die Tafeln 1 bis 4.

Die Absicht, dieses Mal größeren Nachdruck auf das Sehen und Beobachten zu legen (s. unter 5), drückte sich auch darin aus, daß die kürzeren Ausflüge von Jerusalem eine weitere Ausdehnung erhielten. Während wir sonst im ganzen höchstens sieben Tage darauf verwandten, sind wir diesmal 13 Tage unterwegs gewesen. Wenn wir dazu die gemeinsame Besichtigung der Altertümer von Jerusalem und die Arbeit in der Nekropole rechnen, ergibt sich, daß in der Zeit bis zum Antritt der großen Reise für ruhige Gelehrtenarbeit weniger Muße blieb als früher. Doch hoffen wir, daß der Zweck des Instituts bei der vermehrten körperlichen Leistung nicht weniger, sondern besser erreicht wurde.

Nachdem am 4. Februar ein Schneewetter den ersten Ausflug in ʿanāta abgebrochen hatte, wurde vom 8. bis 10. Februar Jericho mit seinen Ausgrabungen, das Tote Meer und der Jordan besucht. Der durch die Felsenschlucht rauschende Bach unterhalb el-fauwār bot auf dem Hinwege ein in Judäa seltenes Frühlingsbild; auf dem Rückweg sahen wir das tiefe Tal des wādi debr, die grünende Wüste von el-bukēʿa und die vom Institut stets aufgesuchte instruktive Aussicht von el-munṭār. Schon am 12. und 13. Februar waren wir wieder unterwegs, um von den Ausgrabungen in Geser vor ihrer Zuschüttung noch etwas zu sehen. Der Kiefernwald von bēt maḥsīr[1] wurde hinwärts besucht; zurück zogen wir über er-ramle, Lydda, Modiim (midie) und den Paß von Bethoron. Am 20. ritten wir nach eǧ-ǧīb, nebi samwīl und el-ḳubēbe auf oft betretenen Pfaden. Den 5. und 6. März war das Ziel das Heiligtum el-ʿaṣūr[2] (Baal Hazor) auf dem höchsten Gipfel nördlich von Jerusalem. Unser Weg führte dorthin über dschebaʿ, wādi eṣ-ṣwēnīṭ, rammūn, eṭ-ṭaijibe-Ephrem (hier originelles Nachtquartier bei unserm alten Freunde, dem Lehrer Faraḥ Tābri), zurück über chirbet dēr esch-schabāb, bētīn (Bethel), el-bīre, tell en-naṣbe (viell. Mizpa), kufr ʿaḳab, er-rām (Rama).

[1] Vgl. die Abbildung auf Tafel I.

[2] Auch hier sei wiederum gegen das übliche tell ʿaṣūr protestiert, was weder der Sprachgebrauch noch die Gestalt des Hügels erlaubt; vgl. PJB 1905, S. 124.



Judäischer Kiefernwald (Heiliger Hain des schēch el-ʿadschami bei bēt maḥsīr).

Aufnahme von Professor D. Jellinger in Linz.



Nach Südwesten führte der Ausflug vom 12. und 13. März. Die Philippsquelle, bettīr mit seiner alten Feste, wādi es-samṭ, das Tal des Goliatkampfes Davids, bei chirbet esch-schuwēke und chirbet ʿabd (engl. Karte ʿabbād), tell zakarīa (nicht zakarja wie Fischer-Guthe[1]), vielleicht das alte Aseka, wurden am ersten Tage aufgesucht. Bei der Seltenheit der Akazien im eigentlichen Palästina war nicht bedeutungslos, daß die Akazien, nach welchen wādi es-samṭ (= sanṭ) heißt, als Acacia albida bestimmt werden konnten. Als wenig glücklich erwies sich die Annahme von Wellhausen und Nowack, daß wādi es-samṭ das Akaziental von Joel 4, 18 sei, welches künftig eine unter dem Tempel von Jerusalem hervorbrechende Quelle tränken soll. Denn das weite, fruchtbare und der Feuchtigkeit gar nicht entbehrende Tal bedarf keiner derartigen Bewässerung, zu welcher das Wasser über hohe Berge laufen müßte.[2] Auch war bemerkenswert, daß nicht chirbet esch-schuwēke, sondern chirbet ʿabd die Hauptortslage jenes Geländes, also wohl das alte Socho, bezeichnet. chirbet esch-schuwēke könnte allenfalls die von Eusebius erwähnte Unterstadt gewesen sein. Das Philisterlager beim Goliatkampfe ließe sich auf der Höhe bei ʿaddschūr westlich von Socho an der von tell eṣ-ṣāfi kommenden Straße denken, während die Israeliten gegenüber die Höhen von bēt neṭṭīf, den Schlüssel des vom judäischen Gebirge herabkommenden Weges, besetzt hielten.[3] Ihr Lager zog sich gegenüber Socho bis in die weite Mulde der „Tiefebene der Terebinthe" hinab, die nach einer einzelnen Terebinthe so geheißen haben wird, wie deren jetzt zwei unterhalb zakarīa stehen. Das Nachtquartier in der meḍāfe des Schechs von zakarīa war kein ungestörtes, hatte aber den Vorzug palästinischer Naturwüchsigkeit. Am zweiten Tage besuchten wir die Ortslage von ʿēn schems (Bethsemes), den Altarstein von ṣarʿa, halten nach dem Ritt durch das schöne wādi ed-dilbe unsre Mittagsrast bei der von ehrwürdigen Eichen beschatteten Felsenquelle der sitt ḥasane und kehrten über bēt ʿātāb und el-chaḍr zurück.

Der letzte Ausflug vom 19. bis 21. März brachte uns zunächst über chirbet berēkūt und bēt feddschār nach Hebron (Nachtquartier

[1] Die englische Karte hat hier wie öfters gegen Fischer-Guthe recht. Es scheint, als habe ein europäischer Linguist die Ortsnamen der deutschen Karten und bei Bädeker „zurechtgestellt".

[2] Joel wird den öden Unterlauf des wādi en-nār meinen. Wellhausens Gegenbemerkung, daß dies „eben Kidrontal hieß", stellt eine Behauptung auf, welche des Beweises entbehrt und die gegenüber der Armut des heutigen Palästina an einheitlichen Talnamen nicht als wahrscheinlich gelten kann.

[3] Dies dürfte richtiger sein als die PJB 1908, S. 11, ausgesprochene Vermutung.

im russischen Hospiz bei der Abrahamseiche), von da über beni naʿim und dann auf dem wahrscheinlich alten und jetzt gewöhnlichen, aber auf keiner Karte verzeichneten Wege zwischen wādi el-ṛār und es-swēdīje nach ʿēn dschidi (Engedi)[1] am Toten Meere (Biwuak bei leuchtendem Sternhimmel und flimmernden Glühwürmchen), zurück über Bethlehem. Die friedliche Begegnung mit einem Trupp raubender Beduinen aus dem Osten beim Herabstiege auf dem berühmten Paßwege von ʿēn dschidi erhöhte die Romantik des Zuges durch die Wüste.

Auf der 23tägigen Reise vom 27. März bis 18. April begleitete uns wie früher der aus Amerika zurückgekehrte Chalil und sein Bruder Musa. Als Koch fungierte ʿOde, der neue Koch und Kawaß des Vorstehers. Es war diesmal unmöglich, Ostern in Jerusalem zu verbringen. Am Charfreitag hatten wir unsern Ruhetag am See von Gennezaret, am Ostersonntag standen wir auf dem Tabor. Eine im Institut seltene, aber willkommene Beigabe zu unsern Ritten waren die munteren Lieder einiger sangeslustigen Stipendiaten.

Das erste Tagesziel war chān el-lubban nahe der Nordgrenze Judäas zu Christi Zeit. Wir verließen die dahin führende Fahrstraße bei ʿēn sinja, um zuerst von dem hochgelegenen ʿaṭṭāra aus einen Einblick zu gewinnen in den westlichen Abfall des nordjudäischen und samaritischen Berglandes nach der Küstenebene. Nach Durchquerung des tiefen wādi ʿaṭṭāra, von dessen Kartennamen wādi ed-dschīb die umliegenden Dörfer gar nichts wissen,[2] hatten wir eine ähnliche Aussicht von dschildschelīje,[3] nach der Meinung Mancher dem Gilgal von 2. K. 2, 1, 4, 38, wozu aber nicht paßt, daß nach 4, 39 dort Coloquinthen wuchsen, die in den ṛōr gehören.[4] Nebi eḳdām, dessen Grab auf der Ostseite des Dorfes verehrt wird, hat also keine nachweisbare Beziehung zu einem israelitischen Heiligtum. Zweifellos lag ein solches bei dem am Nachmittag noch aufgesuchten sēlūn (Silo), wo dschāmiʾ es-sittīn[5] und die im Vorjahre beschriebene Ruine[6] für die Stätte des alten Heiligtums in Frage kommen. Von el-lubban (Nachtquartier I) zogen

[1] Vgl. die Abbildungen auf Tafel II.

[2] Vgl. PJB 1905, S. 123.

[3] Guthe-Fischer, Buhl unrichtig dschildschilja trotz Survey of W. Palestine II, S. 290.

[4] Die überall wachsende Eselsgurke kann nicht gemeint sein, weil die Prophetenschüler sie gekannt hätten und weil die biblische Bezeichnung „wilder Weinstock“ auf die Ranken und Blätter der Coloquinthe in auffallender Weise paßt.

[5] Über den Türsturz dieses alten Tempels vgl. PJB 1907, S. 7, und die Abbildung bei Dalman, Petra, S. 58.

[6] Vgl. PJB 1908, S. 12.



1. Am Toten Meere. Aussicht von ʿēn dschidi nach Süden.

Aufnahme von H. Möller.



2. Im Biwak bei ʿēn dschidi.

Aufnahme von H. Möller.



wir auf der Fahrstraße zum Jakobsbrunnen und seiner Kirchenruine, von welcher in PEFQ 1908, S. 252 ein Plan mitgeteilt ist, welcher die westliche Türwand mit zwei ihr fehlenden Pfeileransätzen versehen hat und bei dem also verkannt ist, daß sie als eine jüngere Restauration betrachtet werden muß. Über das von Manchen für das Sychar des Johannes (4, 5) gehaltene ʿaskar erstiegen wir den Ebal, d. h. zunächst die breite Gipfelfläche von el-ḳunēṣa[1] mit schönem Ausblick über die ganze Umgebung der dem Ebal und Garizzim vorgelagerten Ebene, für die ich jetzt den Namen „Ebene von ʿaskar" vorschlagen würde,[2] weil dieses Dorf am ehesten als Beherrscherin ihres Hauptteils gedacht werden kann. Nachdem noch der höchste Punkt des Berges besucht war, stiegen wir am Felsheiligtum der sitt eslāmīje vorüber direkt nach nāblus hinab.

In sebasṭie-Samaria (Nachtquartier II) sahen wir die Ausgrabungen der Amerikaner, welche zwar die früher schon sichtbaren Reste des alten Sebaste[3] noch nicht geklärt haben, aber am Westende des Stadthügels umfassende Reste desselben mit großer Freitreppe, Postament und Torso einer Kolossalstatue freigelegt. Durch das alte Westtor der Stadt zogen wir in die ihr vorgelagerte Ebene hinab und dann durch den Unterlauf des Tals von nāblus[4] in die Küstenniederung hinaus. Auf unbeabsichtigtem Umwege gelangten wir über ʿanebta (Guthe-Fischer irrig ʿanābeta), schuwēke, zēta, bāḳa, an der bedeutendsten Ortslage dieser Gegend: dschitta, wohl der Heimat Simon des Magiers, vorüber, nach dem kleinen kerkūr (Nachtquartier III). Ein schöner Parkwald, schlechtweg el-ṛāb, „das Dickicht", genannt, vorwiegend aus Quercus Aegilops bestehend, wurde am folgenden Morgen durchritten, ehe wir an baijārat ez-zurṛānīje vorüber über die Dünen ḳēsārie,[5] das alte Caesarea, und damit die Küste erreichten. Hier beschäftigte uns erst der Zirkus mit seinem Obelisken und den drei Metae, welche am nördlichen Ende der Spina gestanden haben müssen, dann der Hafen mit seinen aus den Säulen der alten Stadt gebauten Molen, zuletzt das Theater, das nach Baedeker innerhalb eines Amphitheaters liegen soll, während, wenn diese sehr zweifelhafte Deutung richtig wäre, lieber gesagt sein sollte, daß sich ein Theater innerhalb eines zweiten größeren befinde. In Wirklichkeit ist das von Herodes hier erbaute Amphitheater (Antt. XY 9, 6, Bell. Jud. I 21, 8) ohne Zweifel der vorhin

---

[1] Über die heutigen Namen des Ebal vgl. PJB 1905, S. 122.

[2] Ebenda S. 123.

[3] Vgl. PJB 1906, S. 39 ff., 1907 S. 71.

[4] Nicht wādi esch-schaʿīr, wie die Karten angeben; vgl. PJB 1906, S. 32.

[5] Warum Guthe-Fischer el-ḳaisārīje mit Artikel?

erwähnte Zirkus, welcher für die von Herodes in Caesarea gestifteten Spiele unentbehrlich war. Hier wird auf dem im Westen errichteten königlichen pulvinar der im Glanz der Morgensonne strahlende König Agrippa II. vom Volke als Gott begrüßt worden sein (Antt. XIX 8, 2; vgl. Apg. 12, 21 ff.).

Nach Überschreitung des Krokodilflusses durchquerten wir den zu seinem Gebiet gehörenden Sumpf auf einem antiken Steindamm, der vielleicht im Interesse der Wasserleitung von Caesarea das Wasser hier zu einem kleinen See stauen sollte, und stiegen zu der Judenkolonie zammārīn (Zichron Ja'akob) hinauf, welche mit ihren europäischen Häusern zwischen hohen Eukalyptusbäumen den chaschm, die südwestliche Spitze des Karmelgebirges, krönt. Einen Einblick in die dichten, wenn gleich niedrigen Wälder dieser Landschaft gab uns der Abstecher nach dem Grabheiligtum des nebi ṭāṭa. Zwischen seinen ehrwürdigen Eichen (Quercus pseudococcifera) wollte Graf v. Mülinen zwei „Altarplatten" entdeckt haben.[1] Sie erwiesen sich aber als gewöhnliche Ölpressenunterlagen, so daß für das von Mülinen hier vermutete antike Heiligtum alle Beweise fehlen. Bei el-frēdīs am Fuß des Gebirges südöstlich von eṭ-ṭanṭūra stand unser Lager (Nachtquartier IV.)

Ein schier unerschöpfliches Feld archäologischer Studien ist der niedrige felsige Höhenzug, welcher vom nahr ez-zerḳa ab bis 'atlit die Küste begleitet. Graf v. Mülinen bezeichnet ihn als eine aus Ufersand gebildete Düne, welche sich unter dem Einfluß der Witterung verhärtet habe und deren Material von den Bauern als „Sandstein" bezeichnet werde. Es handelt sich aber um echten Palästinakalkstein, wahrscheinlich in seiner für Grabkammern beliebten Spezies meleki. Mehrere Bruchlinien des Gebirges scheinen hier einander parallel zu laufen. Bei chirbet ed-drēhime entdeckte ich ein in den Felsen gehauenes Halbrund von 6,82 m innerem Durchmesser, bei dem es nahelag, die in Petra öfters vorkommenden sigmaförmigen Opfermahlplätze[2] zum Vergleiche heranzuziehen, obgleich hier nicht Liegestätten, sondern Bänke in der Art eines Theatrum en miniature hergerichtet waren. Weiter nördlich bei schēch ibrāḳ besichtigten wir das von Graf v. Mülinen beschriebene „Heiligtum",[3] fanden aber auch hier, daß die mit Blutrinnen versehenen Opferstätten und die Altarplatte bloße Geräte für die Ölbereitung waren,

[1] Vgl. ZDPV 1908, S. 246. Derselben Art ist die „Altarplatte" von chirbet 'ala ed-dīn, ebenda S. 112, und die „Blutrinne" einer „uralten Opferstätte" in der Nähe der muḥraḳa, ebenda S. 111. Auch diese sind nur Bestandteile von Ölpressen.

[2] Vgl. Dalman, Petra S. 91.

[3] Vgl. ZDPV 1908, S. 184 ff.

wie ich schon voriges Jahr vermutete.[1] Nicht weit von ʿatlit, der noch immer imponierenden Küstenfeste der Templer, bei dem Straßenkastell chirbet dustrē war eine Gruppe von Felsenkammern, die zum Teil als Ställe dienten, in Verbindung mit einem Columbarium, d. h. Taubenhaus,[2] in offener Felswand bemerkenswert.

Quer über das Nordende des **Karmel**, der nördlich von eṭ-ṭīre erstiegen wurde, gelangten wir nach dem aufstrebenden ḥēfa[3] (Nachtquartier V) und sahen dann in ʿ**akka** das Bild einer unverfälschten orientalischen Stadt. Der Ritt über die Dünen nach ez-zīb, dem biblischen Achsib (Nachtquartier VI), gewährte einen Einblick in die Silhouette des durch drei Quertäler zerschnittenen Untergaliläa, während im Norden der zum Meer abfallende dschebel el-muschaḳḳaḥ wie ein natürlicher Abschluß des palästinischen Landes erschien. Es folgte nun der Übergang über die in schneeweißem Senonkalk[4] zum blauen Meere abfallenden Vorgebirge rās en-nāḳūra und rās el-abjaḍ. Die „**Tyrische Leiter**" entspricht nach Josephus, Bell. Jud. II 10, 2, dem dschebel el-muschaḳḳaḥ und befindet sich nach dem Talmud (b. Erub. 64b, vgl. j. Ab. z. 40a) nur drei römische Meilen von Kezīb (= ez-zīb), woraus hervorgeht, daß für die Paläſtiner die Tyrische Leiter mit rās en-nāḳūra anhob. Doch bleibt möglich, daß sie rās el-abjaḍ, das Promontorium Album des Plinius, mit einschloß. Die auch von Juden bewohnte Ortschaft „Tyrische Leiter" (b. Er. 80a, Bez. 25b, Bab. m. 43b) könnte die zwischen beiden gelegene chirbet umm el-ʿamad sein, deren weithin sichtbare Säulen auch uns anzogen. Die trümmerreiche Ortslage besteht nach Renans Untersuchungen aus dem Flickwerk jüngerer, vielleicht byzantinischer Bauten, enthält aber älteres Material. Trotz allem von dort Weggeschleppten war noch immer einiges Bedeutsame zu sehen, so ein Sarkophag, an dessen einem Ende ein Altar in voller Gestalt angebracht ist, ein großer Steinblock mit dem Relief eines Löwen in der Vorderseite und zwei viereckigen Vertiefungen in der Oberfläche[5],

[1] Vgl. PJB 1908, S. 32. Dasselbe gilt von den vermeintlichen Opferstätten von schēch dschebel und esch-schellāle ZDPV 1908, S. 75 f., 138 f.

[2] Vgl. Dalman, Petra S. 230.

[3] Dies aber mit deutlicher Artikulierung des ē als ä ist die einheimische und südpalästinische Aussprache. Die Europäer sagen Haipha oder Caiffa.

[4] Die Küste besteht sonst hier aus Kalksandstein, das Gebirge mit dem Gelände zwischen den Vorgebirgen aus cenomanem Kalkstein.

[5] An der rechten Seite ist die rohe Figur eines auf der Spitze stehenden Dreiecks angebracht, was an die von Herodot (II 106) erwähnten Stelen des Sesostris an der palästinischen Küste erinnert.

ein natürlicher Fels ebenfalls mit dem Relief eines Löwen vorn und drei fast gleich großen Vertiefungen oben. Renan, der das Felsenrelief nicht bemerkt hatte, hielt den Steinblock für einen Altar.[1] Es handelt sich aber bei beiden eher um Postamente für Pfeiler oder Statuen, welche in den Vertiefungen standen, ähnlich wie bei den Gottespfeilern von Petra.[2] Man wird an die Spitzpfeiler des Baʿal ḥammān, die „Sonnensäulen“ des Alten Testaments, um so eher denken dürfen, als eine hier gefundene phönicische Inschrift[3] den ēl ḥammān erwähnt. Ein einzelner Pfeiler einer Ölpresse hier, deren zwei mit Deckstein bei chirbet el-medfane nördlich von rās el-abjaḍ erinnerten aufs neue an ein noch nicht gelöstes Problem der altpalästinischen Ölbereitung.

Auffallend arm an Resten vergangener Größe fanden wir ṣūr, das alte Tyrus (Nachtquartier VII). Felsenbassins am Strande, die sich da finden, sehen weniger aus wie Gräber oder Werkstätten der Purpurfabrikation (so Baedeker), als wie Salzpfannen. Nach Überschreitung des imponierenden Flusses el-ḳāsimīje besuchten wir die berühmte Grotte mḡaret el-fardsch[4] und fertigten Abklatsche ihrer dem Astarte-Dienst geltenden Bilder und Inschriften. Der ursprüngliche Zweck der Felsenkammer, unter welcher ein tieferes Gelaß gewesen zu sein scheint, ist noch unerklärt. Unergiebig erwies sich weiter nördlich die umfassende Nekropole von ʿadlūn. Auf der neuen von Beirut nach Tyrus führenden Fahrstraße passierten wir ṣarfend, das alte Sarepta der Sidonier, und den nahr ez-zaherāni (Nachtquartier VIII) und zogen endlich in das, gegenüber dem heruntergekommenen Tyrus reich und bedeutend ausschauende Sidon (jetzt ṣēda) ein, wo die nur durch einige Malereien und Sarkophage interessante Nekropole aus der Zeit des Königs Eschmunazzar im 4. Jahrh. v. Ch. besichtigt wurde.

Nachdem hier der nördlichste Punkt unserer Reise erreicht war, wandten wir uns südöstlich und verließen damit das Meer, dem wir 5 Tage hindurch entlang gezogen waren. Die im Bau begriffene Fahrstraße nach ed-dschedēde in merdsch ʿajūn brachte uns auf dem Bergrücken zwischen nahr ez-zaherāni und nahr el-ʿadasīje bis nach dēr ez-zaherāni und dann in südlicher Wendung nach dem in den 9 Jahren, seit ich es zuletzt gesehen, mächtig vorwärts geschrittenen Marktflecken en-nabaṭīje (Nachtquartier IX).

---

[1] Vgl. Renan, Mission de Phénicie, S. 706, Pl. LX, D.

[2] Vgl. Dalman, Petra S. 70 ff.

[3] CIS I 7.

[4] Vgl. Renan a. a. O., S. 647 ff.

Am folgenden Tage bot die Templerfeste Belfort (ḳalʿat esch-schaḳīf ehemals schekīf ʿarnūn)[1] hoch über der Schlucht des līṭāni einen ungewöhnlich lehrreichen Rundblick, südwärts über das Land beschāra, die nördliche Abdachung von Obergaliläa zum tiefen Tal des ḳāsimīje, nordwärts über das südliche Ende des Libanon mit seinen beiden Ausläufern dschebel ṣāfi und dschebel er-rīḥān, im Osten über das Hochland von merdsch ʿajūn, welches hier den großen Graben des Jordantales schließt, und auf den schneeigen Rücken des Hermon, im Westen nach dem Mittelmeer hinab, — eine Lektion über die natürliche Nordgrenze Palästinas ohne Gleichen. Nach der Überschreitung der līṭāni auf der chardeli-Brücke stiegen wir nahe dēr mīmās zur Höhe von merdsch ʿajūn hinauf, streiften die grüne Senke dieses Namens in der Nähe der Judenkolonie el-meṭalle und gelangten statt über das Dorf el-ṛad-dschar, wie geplant war, an der antiken Ortslage ibl (= Abel Beth Maëcha) in geringer Entfernung vorüber in die Jordanniederung hinab. Unsere Zelte fanden wir, nachdem wir die Brücke des ḥāṣbāni passiert hatten, bei tell el-ḳāḍi, dem alten Dan (Nachtquartier X). Wir hatten Gelegenheit festzustellen, daß wenigstens im Frühling, selbst in einem so trockenen Jahr wie dieses war, vom Nordosten her das Wasser der Quelle ʿēn el-berd als ein kleines Bächlein dem Quellteich des leddāni[2] zuläuft, während weiter westlich die Bäche wādi eṣ-ṣafṣāf und wādi ed-dfēlāt dem Flusse selbst zueilen. bāniās (Caesarea Philippi) mit seinen rauschenden Wassern konnte diesmal nur kurz besucht werden. Die im Grunde unbedeutende Aussicht von seiner Burg konnten wir nach dem Blick von ḳalʿat esch-schaḳīf und el-meṭalle missen. Dann umzogen wir die sumpfige arḍ el-ḥūle auf der Nord- und Westseite, übernachteten bei ʿēn el-balāṭa (Nachtquartier XI), berührten den See baḥr el-chēṭ[3] bei der Judenkolonie zubēd (Jesud ham-maʿala), die mit ihren Baumpflanzungen dem einsamen Gewässer eine ihm früher fremde Anmut verleiht, und kamen schließlich an dem Grabheiligtum der Töchter Jakobs mit Terebinthen, Maulbeerbäumen und einem Feigenbaum vorüber zu der nach ihnen benannten Jordanbrücke. Hier war zu den drei Bogen des früheren Bauwerks seit 1904 ein vierter hinzugekommen, weil man zur Abschwächung der Macht des hier 29 m

---

[1] Der eigentliche Aussichtspunkt ist nicht die Burgruine selbst, sondern der Rest des kleinen Chateau neuf, welches die ursprünglich auf dem Plateau südlich der Hauptburg liegende Stadt deckte.

[2] Vgl. PJB 1907, S. 11.

[3] Ebenda, S. 10.

breiten Stroms auf der Ostseite einen $9^{1}/_{2}$ m breiten parallellaufenden Kanal hergestellt hatte.

Beschwerlich, aber lehrreich war der Ritt auf der Westseite des nicht breiten Tales des rauschenden Jordan[1] mit seinem hier gelbbraunen Wasser. In der Nähe des alten Kastells südlich von der Brücke trat noch einmal Senonkalk hervor, dann setzt der Basalt ein, der nun bis zum See von Tiberias die ganze Oberfläche mit rundlichen Blöcken bedeckt, nicht zur Bequemlichkeit der Reittiere. Eigentümlich ist, wie die Ebene des dschōlān gegenüber sich langsam zur bṭēḥa-Niederung am Seeufer hinabsenkt, während diesseits das Gelände viel unruhiger geformt ist. Mitten in der Wildnis fehlte es nicht an bebauten Feldern, zur jungen kleinen Ortschaft el-manṣūra gehörig, und ein dem schēch muḥammed abu-l-lōze geweihter Eichbaum (Quercus Aegilops) in der Nähe einer durch Oleander, hohes Schilf und von mir bisher nur hier und bei tell el-ḳāḍi gesehenen Eschen rieselnden Quelle lud zur Mittagsrast, kurz ehe der Blick über die Gegend von Bethsaida, die Jordanmündung und den weiten See von Tiberias sich auftat. Nahe der Jordanmündung kamen wir in die Nähe seines Ufers. Da noch immer ungenaue Vorstellungen über den Strand des Sees verbreitet sind,[2] mag bemerkt werden, daß ein flacher Strand nur das Ostufer durchweg begleitet. Das Nordufer hat flachen Strand nur bei ʿēn eṭ-ṭābṛa (und darum keinen eigentlichen Strandweg), das Westufer im ṛuwēr und bei Tiberias; das Südufer ist zwar flach, hat aber steilen Abfall zum Wasser. Die Synagogenruine von tell ḥūm (Kapernaum), mit der ein auffallend großes altes Lager von antiken Mühlsteinen, Mörsern und Ölpressen verbunden ist, die fünf Wassermühlen (wovon eine noch im Gang) bei ʿēn eṭ-ṭābṛa, der traditionellen, aber wenig glaubhaften Stätte der wunderbaren Speisung, die italienische Kolonie zwischen tell ḥūm und ʿēn eṭ-ṭābṛa, der Windmotor der deutschen Katholiken auf tell el-ʿörēme, die deutsche Kolonie bei ʿēn el-medauwara über der Ginnesarebene, gaben in verschiedener Weise zu denken. Unser Lager stand diesmal unmittelbar am warmen Mühlwasserfall von ʿēn eṭ-ṭābṛa (Nachtquartier XII). Ein Fischerboot bewegte sich nachts auf dem See unweit vom Strande.

Von medschdel (Magdala) aus bestiegen wir die alte Felsenfeste ḳalʿat ibn maʿān. Ein schmaler Serpentinweg mit Stufen führt unten an sie heran. Durch einen gewölbten Gang nach links schreitend, gelangt

---

[1] Die von Hölscher, Landes- und Volkskunde Palästinas, S. 46, erwähnten Katarakte und steilen Basaltwände fehlen freilich.

[2] Vgl. Hölscher a. a. O., S. 47.

man in eine große Grotte, welche durch eine Mauer mit ursprünglich drei Schießscharten, auswendig mit dem Reliefbild zweier Löwen geschmückt, nach außen geschützt war. Eine zweite Mauer schloß den hinteren Teil der Grotte ab. Dort führte eine jetzt zerstörte Treppe nach rechts aufwärts in ein zweites Stockwerk von Felsenräumen, von dem aus man durch eine zweite Treppe in derselben Richtung an einem halbrunden Turm vorüber durch eine Spitzbogentür in ein Gewölbe gelangte, welches rückwärts, also nach Osten zu, den Zugang zum dritten Stockwerk vermittelte. Sein Hauptraum lag im höheren Teil der großen Grotte, an den eine Kammer mit Schießscharte angefügt ist. Am Westende führte eine Treppe zu einer Gruppe von Felsenräumen, die man als viertes Stockwerk bezeichnen kann. Die überall vorhandenen Mauerreste sind aus einem Guß und bestätigten aufs neue die schon früher gewonnene Überzeugung, daß der Bau arabischen Ursprungs ist.[1] Die Absicht, die auf derselben Seite des „Taubentales" liegende Ruine irbid (Arbela) zu besuchen, vereitelte ein schwerer Regenguß, der uns über das Hochplateau nach el-fūlije am See hinabtrieb und weiter zu den Zelten in der Nähe der heißen Quellen von Tiberias (Nachtquartier XIII, XIV). Den Ruhetag der Reise benutzten wir zu einer Bootfahrt nach chirbet el-kerak (Beth Jerach)[2] und dem Ausfluß des Jordan aus dem See.

Auf dem Wege nach Nazaret (Nachtquartier XV) machten wir von kefr kenna aus über el-meschhed einen Abstecher nach ṣaffūrie (Zippori), der alten Hauptstadt von Untergaliläa, noch immer einer ansehnlichen Ortschaft in reicher Umgebung, wenn auch das ehemals viel unbedeutendere Nazaret längst in seine Stellung eingetreten ist. Vom nebi saʿīn stiegen wir zu dem letzteren hinab. Der Tabor war unser nächstes Ziel am folgenden Tage, dann endūr (Endor), wo Saul in der letzten Nacht seines Lebens weilte. Durch endlose Feldflächen gelangten wir über eṭ-ṭaijibe nach bēsān (Bethsean), an dessen tell einst die Leichname Sauls und seiner Söhne ausgestellt wurden (Nachtquartier XVI). Aus seiner römischen Zeit stammten die Porträtbüsten, die man uns im Hof des Regierungsgebäudes zeigte, eine mit der Inschrift Αὐσανίου Σεραπᾶ, aus der christlichen Zeit ein Stein mit längerer griechischer Inschrift. Auf einer zweifellos uralten Straße mit Ver-

[1] Vgl. ZDPV 1906, S. 199 ff. mit Abbildung des Löwenreliefs. Vielleicht ist ibn maʿān, nach welchem die Burg heißt, ein Mitglied der Familie des Emirs Fachreddin, von dem wir wissen, daß er die Burgen von Banias und Schekif um 1630 restaurierte.

[2] Vgl. PJB 1908, S. 14.

bindungen nach Nordost (Damaskus)[1] und Südost (Gerasa) überschritten wir den Jordan mittelst der jungen Brücke dschisr schēch eḥsēn, wählten dann die südöstliche Linie, auf der wir im ṛōr zahlreichen Kamelherden der vor der Dürre geflüchteten ʿaněze-Beduinen begegneten, besichtigten die Ortslage und einige Gräber des alten Pella (ṭabḳat faḥl) und zogen auf einer Römerstraße über kufr abıl (Nachtquartier XVII), chirbet maḳlūb (Jabes),[2] bāʿūn nach ʿadschlūn.

Hinter bāʿūn wurde chirbet meḥna, das vermeintliche Mahanaim, mit seiner Umgebung aufs neue untersucht.[3] Diesmal stiegen wir auch zu chirbet ṭiārre hinauf, gelangten aber wiederum zu dem Resultat, daß die alte Landeshauptstadt Mahanaim hierher nicht paßt. Sie muß als solche nicht nur eine festere Ortslage gewesen sein als chirbet meḥna auf dem niedrigen Ausläufer eines hohen Bergzuges, sie mußte aber auch an wichtigen Verkehrslinien liegen, zu denen ein Karawanenweg von Syrien nach Sichem gehörte (1. Mos. 32, 3). Schumachers neue Karte des Ostjordanlandes gibt leider die Verkehrsverhältnisse von chirbet meḥna nicht korrekt wieder. Die „alte Straße" von bāʿūn nach ʿēn dschenne läuft nicht auf der Höhe, westlich gegenüber chirbet meḥna, sondern im Talgrunde selbst entlang. chirbet ed-dschādsche und die viel bedeutendere chirbet umm el-hēdamūs,[4] welche auf der Karte da eingetragen sein sollte, wo dschardōn steht, liegen somit nicht unmittelbar an dieser Linie. Ein zweiter bedeutender Weg war die durchweg auf der Höhe laufende Linie bāʿūn—ʿadschlūn, welche keine Ortslage streift. Aber beide Linien sind nur Teilstrecken eines Verkehrsweges von Nordwest nach Südost. Wenn Mahanaim an diesem gelegen hätte, was unmöglich ist, würde man es in chirbet maḳlūb, der bedeutendsten Ortslage der ganzen Gegend, erwarten, aber nicht an der „verlorenen" Stelle von chirbet meḥna. Mosaiksteine, die ich in chirbet ṭiārre, meḥna und umm el-hēdamūs fand, beweisen, daß diese Ortschaften wenigstens bis in die byzantinische Zeit hineinreichen. Mahanaim würde man am ehesten an der großen Straße el-ḥöṣn—samta—ʿadschlūn—kufrindschi—abu ʿobēda suchen. Wenigstens wer jetzt von Syrien her nach nāblus wollte, würde keinen andern Weg

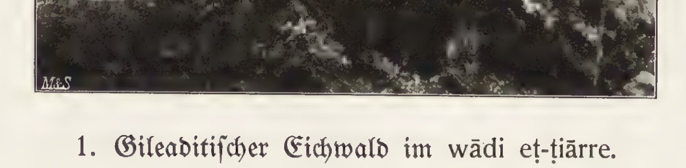
[1] Vgl. PJB 1907, S. 12, 1908, S. 15.

[2] Vgl. PJB 1907, S. 12.

[3] Ebenda S. 13.

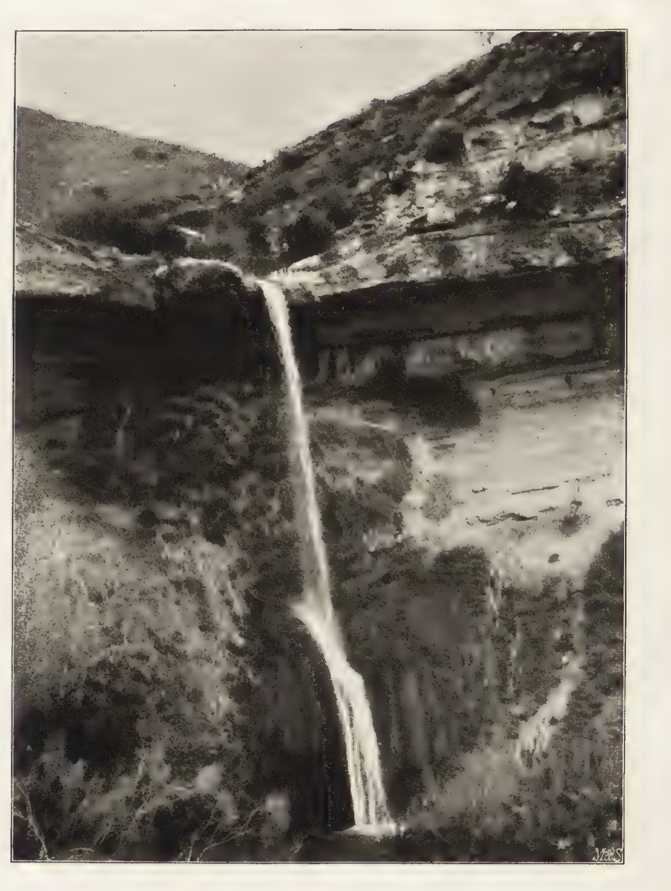
[4] So heißt es wirklich, nicht ed-dāmūs. hēdamūs ist vielleicht Εὔδαμος. dschardōn „Maus" ist keine Ortslage, sondern ein muldenförmiges Terrain westlich von umm el-hēdamūs.

Tafel 3.



1. Gileaditischer Eichwald im wādi eṭ-ṭiārre.

Aufnahme von G. Dalman.



2. Wasserfall im wādi es-selīḥi.

Aufnahme von G. Dalman.



einschlagen. — Die Gegend von meḥna hat aber in anderer Beziehung eine geographische Bedeutung. Man lernt hier palästinischen Urwald kennen, von welchem in Westpalästina kaum irgendwo etwas übrig geblieben ist, ein stellenweise undurchdringliches Dickicht von Bäumen zwischen 10 und 20 Meter Höhe.[1] Wie mangelhaft die Kenntnis palästinischen Waldes noch immer ist, sieht man in Sozins Artikel „Wald" in Guthes Bibelwörterbuch. Danach bestände er aus Eichen, Platanen, Pappeln, Eschen, Tamarisken, Ulmen, Föhrenarten und Wacholder. Aber nur Eichen und Aleppokiefern bilden in Palästina Wald; Terebinthen, Storax und Erdbeerbäume sind die wichtigste Beimischung. Pappeln, Eschen, Platanen, Ulmen, Tamarisken, Wacholder sind keine Waldbäume und gehören zum Teil überhaupt nicht nach Palästina.[2] Auch sind, wie man hier wieder beobachten konnte, nicht die Ziegen, sondern zuerst die Kohlenbrenner und in ihrem Gefolge die Acker- und Weinbauer die wichtigsten Waldvernichter. Man wußte sehr wohl, daß der Wald Staatseigentum sei, entschuldigte sich aber damit, daß man ohne solche Vermehrung der Einnahmen finanziell zu Grunde gehe. Nur eine geordnete Waldwirtschaft unter staatlicher Aufsicht würde hier helfen. Durch Urwald führte uns dann noch mehrfach der Weg über mār eljās nach ʿadschlūn. Dem Bergheiligtum war eigen, daß ein Säulenstumpf die Schlachtstätte vertrat, um welche der opfernde Hirte mit seiner Herde einen dreimaligen Umlauf ausführt. Die Ortslage lisdib, vielleicht die Heimat des Propheten Elia, sahen wir etwas tiefer in geringer Entfernung.

Von ʿadschlūn (Nachtquartier XVIII) wurde die imposante Araberburg ḳalʿat er-rabaḍ bestiegen. Welch entzückender Rundblick über waldige Höhen mit dem mattblauen Hintergrund des im Westen aufsteigenden kahlen Berglandes Judäas und Samariens. Über sūf und dēr el-lije gelangten wir auf dem gewöhnlichen, aber auf Schumachers Karte von sūf ab nicht verzeichneten großen Verkehrswege nach dscherasch (Nachtquartier XIX).

Die Ruinenstadt Gerasa ist immer ein Glanzpunkt unsrer Reisen. Die hellenistische und spätrömische Kultur, das heißt die Welt, in welcher Johannes der Täufer, Jesus und die Apostel sich bewegten, von der

---

[1] Vgl. Abbildung 1 auf Tafel III.

[2] Ähnliche Ungenauigkeiten finden sich bei Fischer, Mittelmeerbilder I, S. 128 f. Von Nadelhölzern soll in Palästina nur der Wacholder vorkommen, der ihm gerade fremd ist. Aus dem Keuschlammstrauche wird ein Baum; der aus Indien stammende Zierbaum Melia Azedarach ist zur Flora des Küstengebiets gerechnet.

man in Jerusalem, Caesarea, Sebaste nur verstreute Reste, in Tiberias und Bethsaida fast nichts zu sehen bekommt, ist hier (und in Petra) in einer überwältigenden Fülle ausgebreitet.[1] Dazu geben Inschriften, von denen man bisher gegen hundert gefunden hat, die bis in die Zeit Christi hinaufreichen, Aufschlüsse über das Leben einer Stadt der Dekapolis, wie wir sie für keine andere palästinische Stadt in gleichem Maße besitzen. Es gelang mir, zu einer großen Weihinschrift, von deren sieben Teilen bisher zwei vermißt wurden,[2] das Fehlende hinzuzufinden, wodurch nun endlich auch die genaue Zeit der Inschrift, das Jahr 205 = 142/143 n. Chr., festgestellt ist. Sie bezeugt die Errichtung von Bildern des „Zeus, des großen Helios Serapis, der Isis und der anderen ihnen verwandten Gottheiten" und gilt also dem Götterdienst, welcher in Palästina unter neuen Namen den Dienst Baals und der Astarte fortsetzte. Die im Vorjahre[3] mitgeteilte Lesung einer ebenfalls dem Sonnengotte geltenden Inschrift bewährte sich gegenüber Littmann[4], der ihren letzten Buchstaben übersah. Zu der von Littmann[5] veröffentlichten Inschrift eines Grabaltars konnte das ihm unzugängliche erste Drittel hinzugefügt werden. Sie lautet nun: Der ich Ailianos heiße, zur Welt gekommen, kam mir jedoch unerwartet der neunte Monat zu zwei Jahren, da Klaudianus, mein Vater, mich eingeschifft sah in das schreckliche Land."[6] Der Altar, 1,30 m hoch, mit „Eckhörnern" und einer nicht für den praktischen Gebrauch bestimmten Spendeschale auf seiner Oberfläche ist ein rührendes Denkmal wahrhaft menschlicher Empfindung in der antiken Großstadt.

Der Plan, über birma und dschalʿūd (Gilead) nach es-salṭ zu gehen, erwies sich als für den Troß schwer ausführbar. Wir behielten deshalb die Quelle von er-rummān wie sonst als Lagerplatz (Nachtquartier XX), zogen aber über tkitti, rēmūn, sākib unterhalb der „Eliaburg" vorbei nahezu bis birma und wandten uns dann südöstlich, um über den Jabbok unsere Zelte zu erreichen. So war es möglich, noch einen Teil der Waldhöhen des meʿrāḍ kennen zu lernen. Die wilden Ölbäume, die in Palästina nur selten in solcher Fülle vorkommen, nördlich vom Jabbok und der nubische Sandstein auf seinen beiden Seiten waren außerdem

[1] Vgl. die Abbildungen auf Tafel IV.

[2] Vgl. Lucas, MuN d. DPV 1906, S. 55.

[3] Vgl. PJB 1908, S. 16.

[4] Publications of the Princeton Univ. Arch. Exp. to Syria, Div. III, A I, S. 20.

[5] Ebenda S. 19.

[6] Diese wie die vorerwähnte große Inschrift wird von mir im Oktoberheft der ZDPV 1909, S. 222 ff., mitgeteilt.



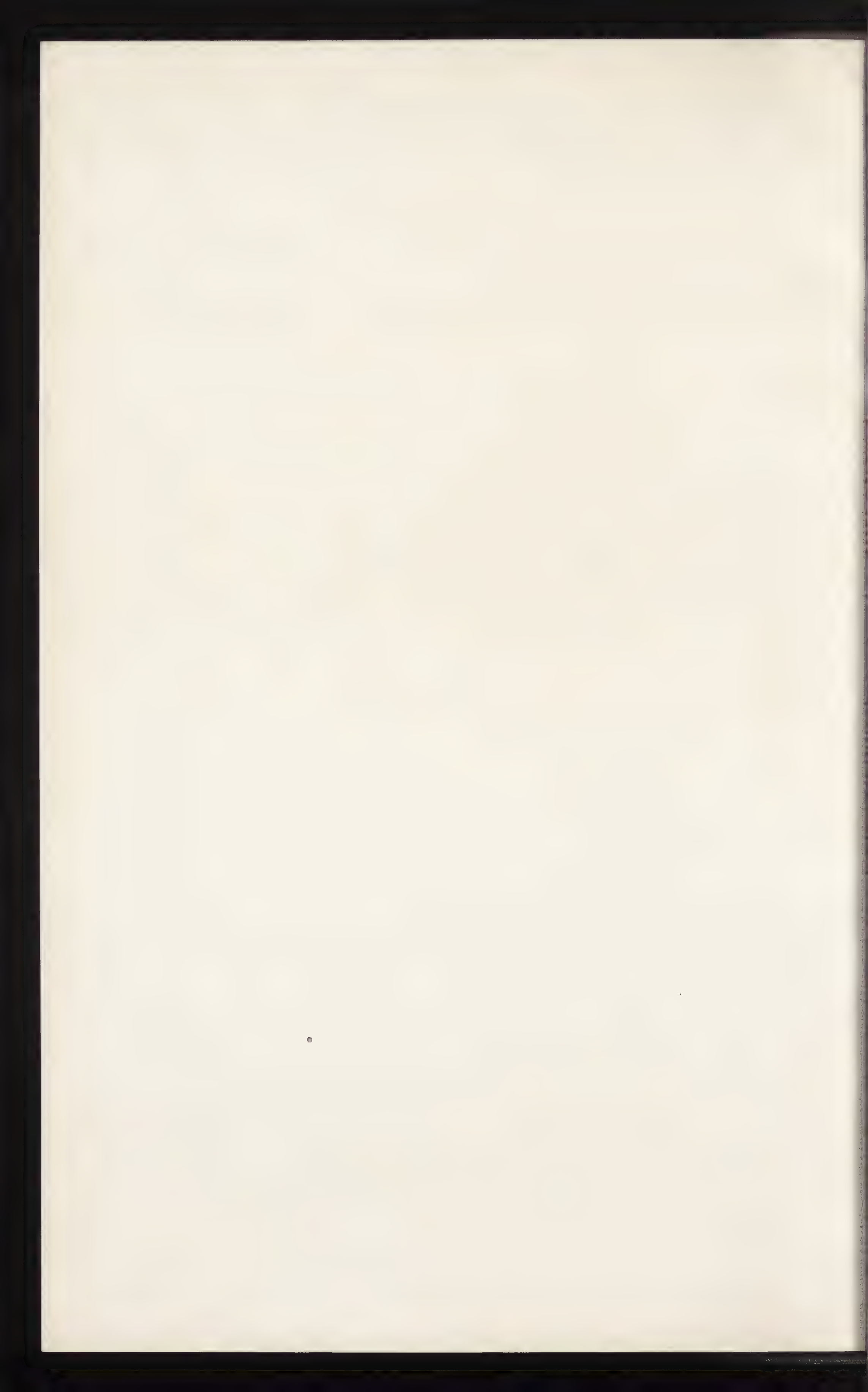
1. Säulen vom Pronaos des Artemistempels in dscherasch.

Aufnahme von G. Dalman.



2. Am Forum zu dscherasch.

Aufnahme von G. Dalman.



bemerkenswerte Einzelheiten eines ungewöhnlich schönen Weges. Hier waren wir jedenfalls in dem durch Jesu Aufenthalt (Mk. 10, 1, Matth. 19, 1) geweihten jüdischen Peräa.

In der Landschaft belḳa südlich vom Jabbok findet man sich nach der Lieblichkeit des grünen ʿadschlūn in den Ernst westpaläſtinischer Kahlheit zurückversetzt. Doch gibt es Ausnahmen. Dazu gehört zwar nicht die traurige Ruine eines paläſtinischen Waldes im wādi ḳuṭṭēn, welche nur Unkundige für typisch halten, wohl aber der etwa 27 m hohe Wasserfall des wādi es-selīḥi[1] und der rauschende Bach des wādi er-rumēmīn, an dem wir mittags rasteten. Wenig klar war die Aussicht vom nebi ōschaʿ mit seiner großen heiligen Eiche von 20 m Durchmesser der Krone und 11 m Höhe. Ein von Südost kommendes Gewitter überfiel uns auf dem Wege nach es-salṭ (Nachtquartier XXI), dem peräischen Gadara. Öde trotz vereinzelter Eichen (Quercus Aegilops und coccifera) war der Abstieg über el-aḥsēnījāt zum ṛōr, wo wir die Bewässerungsfläche von nimrīn ungewöhnlich wasserarm fanden, aber erquickend das letzte Nachtlager der Reise (Quartier XXII) an dem zwischen lichtgrünen Euphratpappeln dahinschießenden Jordan. In Jericho warfen wir nochmals einen Blick auf die jetzt abgeschlossenen Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft und eilten durch den unteren Teil des wādi el-ḳelt, beim Choziba-Kloster Station machend, nach Jerusalem hinauf.

Eine lange Zeit der Dürre, welche die diesjährige Ernte bedrohte und schon der Anlaß einer Teuerung geworden war, löste sich während der letzten Reisewoche in gelegentlichen Regen auf, ohne uns irgendwie zu schaden.

Im Sinnen über die Schönheit des auf der Reise Geschauten entspann sich bei er-rumēmīn ein Wettdichten. Chalil, unser Reisediener, sang:

ḥesn liblād jā nāzil bischūfik
dīm el-ḳalb mitwalleʿ beschōfik
jā jōmin lā barāki wala baschūfik
ʿalaiji kull jōmēn ibsene.

Die Schönheit des Landes, o wer hinabzieht, dich zu schauen,
Stets wird mein Herz entzündet beim dich Schauen,
O Tag, da ich dich nicht sehe, nicht kann schauen,
Es wird mir jedes Tagepaar zum Jahr.

---

[1] Vgl. Abbildung 2 auf Tafel III.

Der Vorsteher erwiderte:

ṭēleʿ ʿalaije mōdsch el-baḥr beʿözzo
ʿēnaiji ṭallēn ʿala ṯeldsch libnān beʿözzo
faij ṣār ʿalēna furʿ mallūl beʿözzo
umā kān schi ʿazīz miṯl dīret ahli.

Es erschien mir das Gewog des Meers in Pracht,
Mein Auge sah des Libanon Schnee in Pracht,
Schatten ward über uns der Eichen Kron' in Pracht,
Und doch war nichts so prächtig wie die Heimat.



II.

Vorträge und Arbeiten aus dem Institut.


Die
Heilige Schrift
Neues Testament



1. Der zweite Tempel zu Jerusalem.

Von Professor Dalman.

Hierzu eine Studie zum Plan des zweiten Tempels.

Das Jerusalem, in welchem Jesus und die Apostel wandelten, vereinigte ähnlich wie das heutige eine große Anzahl weit auseinanderliegender Elemente. In der äußeren Erscheinung der Stadt herrschte eine orientalisierende Form griechischer Kunst, die wir als hellenistisch bezeichnen, mit Auflösung der Wände in Säulenstellungen oder doch ihrer Verdeckung durch dasselbe konstruktive Element. Daneben zeigte sich aber noch immer die altpalästinische Architektur, welche durch die ungebrochene Masse mit gewaltigen Quadern und felswandähnlichen Mauern dem Beschauer zu imponieren wünscht. In den Lebensformen auf der einen Seite Theater und Hippodrom mit griechischen Possen und römischen Tierkämpfen, auf der anderen Seite fromme Züge der Landbevölkerung mit den Erstlingen ihrer Feigenbäume und Weinstöcke durch die Gassen der Stadt, Trompetenstöße, Psalmengesang und Prozessionen mit Palmzweigen um den Altar des Heiligtums, Fackeltänze ehrwürdiger Männer bei nächtlichem Lichterglanz an heiliger Stätte. Hier die germanischen, thrazischen und gallischen Söldner von der herodianischen Leibwache oder die noch bunter zusammengewürfelten Soldaten der römischen Besatzung, hellenistische Philosophen, redegewandte Advokaten, der leichte Fluß griechischer Sprache, dort semitische Laute, einheimische Hausbesitzer und Bauern, würdevolle Gesetzeslehrer, edomitische und nabatäische Halbbeduinen.

Dieses Jerusalem war der viel umstrittene Mittelpunkt einer wilden Welt der Kriege, der Eroberungen, der Parteileidenschaft, voll Intriguen und Gewalttat. In allen Gassen der Stadt, wie in seinem alten Heiligtum, war Blut geflossen, von allen Palästen erzählte man Mordtaten, Hinrichtungen waren etwas Alltägliches. Und doch war es auch eine Stadt der Priester, die nach dem Gesetz mit einer Leiche nicht in einem

Hause weilen dürfen, zu den Festzeiten angefüllt mit Festgästen, welche jede Art der Unreinheit ängstlich meiden müssen, damit sie ihr Opfer bringen und ihr Festmahl halten können,[1] eine Stadt, von welcher der Talmud sagt[2]: „Man läßt da keinen Toten übernachten, man züchtet keine Hühner, man pflanzt keine Gärten, man macht keine Misthaufen, man brennt keinen Kalk, man versieht die Häuser nicht mit Balkons und Ausbauten," — alles, um der Verunreinigung von Menschen und heiligen Sachen vorzubeugen. Das wird eine Übertreibung sein, der die Wirklichkeit nicht ganz entsprach. Aber schon der Aristeasbrief (106) redet von einer Möglichkeit, in den Straßen Jerusalems oben oder unten zu gehen, damit die Reinen nicht in die Lage kämen, Unerlaubtes zu berühren. Man hatte zwar erklärt, daß es in der Stadt, oder doch wenigstens im Tempelbezirk, keine Verunreinigung durch Aussatz gebe.[3] Auch die verunreinigende Kraft des Speichels Unreiner wurde auf den Stadtteil des Obermarkts beschränkt, weil da vorzugsweise Heiden wohnten, oder doch auf die Mitte der Straßen, von der die Reinigkeitsbeflissenen sich fernzuhalten pflegen, ausgenommen in Festzeiten, wo die Reinen die Mitte der Straßen einnehmen und die anderen sich auf ihre Ränder zurückziehen.[4] Man fand auch keine rituelle Verunreinigung darin, wenn man gelegentlich durch das Blut der den Löwen des Zirkus vorgeworfenen Wildesel in den Gassen zu waten hatte.[5] Aber das alles zeigt ja nur, wie sehr man in Jerusalem auf die Folgen derartiger Berührungen zu achten pflegte. Selbst die nach Jerusalem führenden Wege und alle von Juden bewohnten Ortschaften in Palästina waren um die Festzeiten der allgemeinen Sorge um Reinheit unterstellt. Einen Monat vor Ostern brachte man allenthalben die rituellen Bäder in Ordnung und machte die Gräber durch aufgerichtete und getünchte Steine kenntlich,[6] damit die Reinheit nicht durch unbewußtes Betreten einer unreinen Stätte wieder vernichtet werde. Das Warnungsdenkmal sollte dabei nicht an der unreinen Stätte selbst stehen, sondern nahe bei ihr, damit nicht jemand grade beim Herantreten an das Mal in Unreinheit gerate.

Alle diese Sorge um rituelle Reinheit galt im Grunde allein dem nach dem babylonischen Exil erbauten „zweiten" Tempel, der in jener Zeit in neuem Glanze erstand. Als der „erste" Tempel in Trümmer ge-

---

1 Vgl. Joh. 18, 28.
2 b. Bab. k. 82b, Tos. Neg. VI 2.
3 b. Bab. kam. 82b, j. Orl. 60d, 61a, Tos. Neg. VI 1.
4 Schek. VIII 1, vgl. j. Schek. 51a.
5 b. Men. 103b, j. Schek. 51a, Tos. Eduj. III 2.
6 Schek. I 1, Tos. Schek. II 2.4.5, j. Schek. 46a, vgl. Matth. 23,27, Lk. 11,44.

sunken war, hatte der Prophet Ezechiel das Bild eines neuen Heiligtums geschaut, das, fern ab von der Landeshauptstadt, von doppelter Mauer umgeben und von gewaltigen Torbauten beschützt, dem gewöhnlichen Verkehr entzogen, in seinen inneren Teilen nur den Reinsten der Reinen zugänglich, dalag wie eine Burg der Gottheit, der nur die dazu Berechtigten und wohl Vorbereiteten mit frommem Schauder nahen. Die Erbauer und Erneuerer des zweiten Tempels hatten nicht vermocht, so ganz mit den historischen und lokalen Traditionen zu brechen. Sie bauten ihn an der alten Stelle in Verbindung mit der alten Landeshauptstadt. Aber in der Sorge um seinen Schutz vor äußeren und inneren Feinden machten sie ihn je länger desto mehr zu einer selbständigen Feste, welche die Reste der Königspaläste Salomos verschlang, deren Sicherheit selbst die ehrwürdigen Reliquien der davidischen Bauten auf dem südlichen Ende des Tempelhügels geopfert wurden. Der Tempel war isoliert, wie nie zuvor; und wenn auch politische Nöte und Pläne zu dieser Isolierung mitgewirkt hatten, ist nicht zu verkennen, daß sie doch vor allem dem heiligen und unverletzlichen Gotteshause galt. Ezechiels Heiligkeitsideal hatte die leitenden Größen im jüdischen Volke erfaßt und wurde im zweiten Tempel verkörpert. Selbst Herodes, der bei seinem Restaurationswerke nur unjüdische ästhetische Ideale verwirklichen und dadurch den Glanz seines Königtums steigern wollte, hat sich ihm unterordnen müssen. Das läßt selbst die Schilderung des zweiten Tempels erkennen, welche der Jude Josephus Flavius mit der offenbaren Absicht entwarf, den römischen und griechischen Zeitgenossen damit zu imponieren. Aber natürlich wird es in ganz anderem Maße deutlich in den Mitteilungen, welche die alte rabbinische Rechtsliteratur, vor allem die Mischna und Tosephta, über die Einrichtung des zweiten Tempels macht. Sie enthält Aussagen von Männern, welche diesen Tempel selbst noch gesehen hatten. Der Mischnatraktat Middoth[1], welcher eine zusammenhängende Schilderung des Tempels enthält, wurde auf Elieser ben Jakob, den Neffen eines im Tempel amtierenden Priesters (Midd. I 2), zurückgeführt[2], dessen Glaubwürdigkeit dadurch wächst, daß er zweimal gesteht, die Bestimmung eines Raumes im Tempel vergessen zu haben (Midd. II 5, V 4). Das schließt nicht aus, daß er sich zuweilen selbst irrte und daß Anderes in seinen Bericht hineinkam, was minder zuverlässig war. Es fehlt deshalb nicht an zwiespältigen Angaben, die sich einander ausschließen. Auch ist nicht zu vergessen, daß die Beschreibung des Tempels in der Mischna die Absicht hat zu zeigen, wie ein nicht nur dem geschriebenen Gesetz, sondern auch

[1] Wo er im folgenden als Quelle dient, ist keine Fundstelle angegeben.
[2] b. Jom. 16a.

der ungeschriebenen Tradition der pharisäischen Weisen entsprechendes Heiligtum beschaffen sein sollte. Es ist auffallend, daß sie niemals Gelegenheit zu einem Tadel findet, während doch meist sadduzäische Priester im Tempel die Herrschaft ausübten, deren Ansichten über das Gesetzgemäße oft genug von denen der Pharisäer abwichen. Der jüdische Gelehrte Büchler[1] hat deshalb versucht zu beweisen, daß sieben Jahre vor der Zerstörung Jerusalems die Pharisäer im Tempel zur Herrschaft gelangt seien, und daß die Aussagen der Mischna sich vorzugsweise auf diese Zeit beziehen. Aber wenn er damit auch nicht überall das Rechte trifft, so sind wir doch in der glücklichen Lage, in dem doppelten Bericht des Josephus,[2] der den Tempel genau kennen mußte, ein gutes Mittel zur Kontrolle zu haben. Nach der vorher erwähnten Tendenz dieses Geschichtsschreibers ist freilich zu erwarten, daß auch er, wenngleich in anderer Richtung, nicht immer zuverlässig sein wird. Seine zuweilen ungeheuerlich scheinenden Maße und die Fülle von edlen Steinen und Metallen, die er über den Tempel ausstreut, werden als Übertreibung zu betrachten sein. Um so erfreulicher ist, daß er, wenn man diese Dinge abzieht, im wesentlichen die Schilderung der Mischna bestätigt.[3] Wir werden also nicht allzu weit von der geschichtlichen Wirklichkeit entfernt sein, wenn wir hier versuchen, ihr Idealbild des Zweiten Tempels vor unsern Augen erstehen zu lassen.[4]

Wer in jener Zeit das Heiligtum besuchen wollte, hatte drei äußere Eingänge zu seiner Verfügung, die beiden Tore der Hulda, deren unterirdische Aufgänge noch jetzt erhalten sind, im Süden, und das Koponius-Tor im Westen, das wahrscheinlich dem jetzigen Kettentor entspricht.[5]

---

[1] In seinem Buche „Die Priester und der Cultus im letzten Jahrzehnt des jerusalemischen Tempels", Wien 1895.

[2] Antt. XV 11, 5, Bell. Jud. V 5.

[3] Eine Vergleichung beider vollzog besonders Hildesheimer in „Beschreibung des herodianischen Tempels im Traktate Middoth und bei Flavius Josephus" (1877).

[4] Die noch immer beste, wenngleich fehlerhafte Leistung in derselben Richtung sind die Hilkhoth bēth hab-bechira in dem Mischne Thora des Maimonides, mit dem arabischen Kommentar desselben Verfassers zu Traktat Middoth (Ausg. Fromer 1898). Von geringem Wert sind die Angaben von Estori ha-Parchi in Kapthor wa-Pherach, übersetzt von L. Grünhut in ZDPV 1908, S. 286 ff.

[5] Die Mischna erwähnt außerdem noch das Susantor auf der Ostseite, das den Priestern bei der Herstellung der Asche der roten Kuh diente, nach Estori ha-Parchi etwa bei dem Bogenansatz nahe der Südostecke des jetzigen Platzes, aber wohl eher bei dem jetzigen „goldenen Tor" zu suchen, und das Tadi-Tor im Norden, das dem öffentlichen Verkehr entzogen war, dessen Platz unbekannt ist.

Aber vor dem Eintritt war ernstlich zu überlegen, ob man auch fähig sei, den Tempel zu betreten. Daß nur ein Reiner in ihn eingehen dürfe, war selbstverständlich. Aber was darunter zu verstehen sei, stand nicht ohne weiteres fest. Die Schriftgelehrsamkeit hatte nun die Stadt Jerusalem und das Heiligtum auf verschiedene Heiligkeitskreise verteilt und für dieselben entsprechende Grade der Reinheit gefordert.[1] Sie ging von der Theorie aus, daß nur der innerste Hof des Tempels dem Hof der Stiftshütte entspreche, für dessen Betreten nach dem Gesetz vollkommene Reinheit nötig ist.[2] Man bezeichnete deshalb in Erinnerung an die Umzäunung des Stiftshüttenheiligtums seine idealen Grenzen schlechtweg als die „Vorhänge" (ḳelāʿīm).[3] Diese innerste Sphäre war das Lager der unter ihrem Volke Wohnung nehmenden Gottheit. Ringsum lagerten ehemals in der Wüste zunächst die Levitengeschlechter. Deshalb zog sich um das Zentrum des Heiligtums als zweite Sphäre das „Levitenlager", welches die äußeren Höfe des Heiligtums umfaßte. Die dritte Sphäre bildete als das „Israelitenlager" die Stadt Jerusalem. Aus 4. Mose 5, 2, wo alle Aussätzigen, mit Fluß behafteten und Totenunreine aus dem Lager ausgeschlossen werden, entnahm man eine dreifache Abstufung des Lagers. Aussätzige dürfen in der Stadt des Heiligtums (Kreis I) nicht weilen, mit Fluß Behaftete nicht in seinem äußeren Bezirk, Totenunreine nicht im inneren.[4] Daraus ergab sich zunächst eine zweifache Teilung des „Levitenlagers". Um aber noch besser für die Reinheit des Heiligtums zu sorgen, hatte man noch eine dritte Abteilung hinzugefügt. Die äußerste Abteilung (Kreis II) erlaubte noch den Leichenunreinen und den ihnen gleichgerechneten Nichtjuden[5] den Zutritt; die zweite (Kreis III) war diesen verschlossen, und denen offen, welche ihr Reinigungsbad genommen, aber die Zeit ihrer Unreinheit noch nicht vollendet hatten (3. M. 15, 5); die dritte (Kreis IV) war den letzteren unzugänglich, konnte aber von denen betreten werden, welche als letzte Reinigungsleistung noch ein Opfer schuldig waren (3. M. 14, 20).[6] Man wußte recht wohl, daß diese Teilung eine vom Gesetz nicht vorgeschriebene Neuerung war;[7] aber man wachte mit Eifer darüber. Der Nichtjude, der es wagte, nur die das Heiligtum umgebenden Schranken zu überschreiten, wurde sogar mit dem Tode bedroht,

---

[1] Kel. I 6—9, Tos. Kel. Bab. k. I 6—12.

[2] 3. M. 15, 31; 4. M. 19, 13, 20.

[3] Z. B. Zeb. V 3. 5, VI 1, XI 5. 6, Tos. Kel. Bab. k. I 9.

[4] Tos. Kel. Bab. k. I 12, b. Pes. 67a, b. Zeb. 116b, b. Tam. 27a.

[5] Kel. I 8, Ausg. Ven. 1522, braucht hier den Ausdruck gōjīm.

[6] Kel. I 8, Tos. Kel. Bab. k. I 8.

[7] b. Jeb. 7a, b. Pes. 92a, b. Zeb. 32b, vgl. j. Erub. 22c.

wie das durch eine in Jerusalem gefundene Inschrift bestätigte Zeugnis des Josephus [1] besagt. Das rabbinische Recht weiß davon freilich nichts, würde aber dem schwerlich zuwider gewesen sein, wenn die Leidenschaft frommer Eiferer eine Tötung vollzog, welche der Buchstabe des Gesetzes nicht verhängte.

Aber auch das eigentliche Heiligtum zerfiel in verschiedene Kreise. Da war die äußerste Abteilung (Kreis V), die den vollgereinigten Laien zugänglich ist, von welcher man nach der Aussage des Josephus die reinen Frauen fernhielt, während das rabbinische Recht ihnen wenigstens für die Opferdarbringung den Eingang gestattete,[2] übrigens aber auch die minderjährigen Knaben im Prinzip ausschloß.[3] Bis hierher kam Jesus nach seinem feierlichen Einzuge, als er im Tempel „alles besah“ (Mk. 11, 11). Es folgte eine zweite Abteilung (Kreis VI), die den diensttuenden Priestern vorbehalten war, in welche männliche Laien nur zum Vollzug ihrer Opfer eintraten. Auch ein reiner Priester hatte indes hier nur nach einem Tauchbad Zutritt.[4] Die dritte Abteilung (Kreis VII), der Platz zwischen Altar und Vorhalle des Tempels, schloß die Laien vollständig aus, aber ebenso mit körperlichen Makeln behaftete oder trauernde Priester, außerdem jeden Priester zur Zeit des Räucherns im Tempelhause. Man stritt darüber, ob für ihr Betreten eine jedesmalige besondere Vorbereitung durch Waschung von Händen und Füßen nötig sei.[5] Dies war zweifellos Vorschrift für die nächste Heiligkeitssphäre, das Tempelhaus, in das auch der Priester sich nur zu pflichtmäßigen Verrichtungen begeben durfte. Hier unterschied man das Tempelhaus im engeren Sinne, die Cella (Kreis VIII), welche täglich von Priestern zu betreten war, vom Allerheiligsten, dem Adyton (Kreis IX), in das nur der Hohepriester am Versöhnungstage viermal eingehen durfte. Ja, es gab jemanden, der die Meinung aussprach, daß der Raum über dem Allerheiligsten noch heiliger sei als dieses (Kreis X), weil er nur einmal in sieben oder fünfzehn Jahren betreten werde.[6]

Uns mag die Theorie dieser zehn Heiligkeitskreise nebensächlich erscheinen. In jener Zeit war sie von schwerwiegender praktischer Bedeutung. Belehrung darüber war unumgänglich für denjenigen, der das

---

[1] Antt. XV 11, 5.

[2] Tos. Erach. II 1.

[3] Erach. II 6, Tos. Erach. II 1. 2.

[4] Jom. II, 3.

[5] Kel. I 9, Tos. Kel. Bab. I 6. Vgl. Matth. 23, 35, wo eine Mordthat „zwischen Tempel und Altar“ als ein besonderer Greuel betrachtet wird.

[6] b. Pes. 86a, Tos. Kel. Bab. k. I 7.

Heiligtum besuchte. Denn die verschiedenen Heiligkeitskreise erforderten ein entsprechendes Verhalten von dem, der in sie eintrat. Wer über seine volle Reinheit im Zweifel war, wie es wohl den meisten der jüdischen Festpilger erging, mußte die entsprechenden Reinigungen vornehmen, zu deren Absolvierung in gewissen Fällen eine ganze Woche nötig war. Man zog deshalb bei Zeiten zum Fest hinauf nach Jerusalem, um sich zu reinigen (Joh. 11, 55). Auch Jesus kam dorthin „sechs Tage vor Ostern" (Joh. 12, 1). Für die Reinigung war ein berühmter Ort der Wassertrog Jehus, der mit einem Ablaufsloch groß wie eine Schlauchmündung versehen war, und den die Gesetzesschule Schammaj's gründlich demoliert hatte, um ihn zu einem legitimen Reinigungsgefäß zu gestalten.[1] Zwei steinerne Gefäße mit der Asche der roten Kuh am Eingang zum Frauenhof boten eine unentbehrliche Zutat zum Reinigungswasser der Leichenunreinen.[2] Drei Badebassins und eine Gelegenheit zum Hände- und Füßewaschen standen den Priestern im Tempel zur Verfügung (s. u.). Wie weit bei ihnen sich die Reinigungsforderungen steigern konnten, erhellt daraus, daß ein reiner Hoherpriester am Versöhnungstage nicht weniger als fünf Vollbäder und zehnmaliges Waschen von Händen und Füßen zu verrichten hatte.[3]

Wer gemeint hätte, er könne sich über solche Vorschriften hinwegsetzen, zog sich Strafen zu, ja, er konnte in Lebensgefahr geraten. Nach der Zerstörung des Tempels erzählte ein im Ruf der Frömmigkeit stehender Priester einem Rechtslehrer, daß er den Platz zwischen Tempel und Altar ohne vorbereitende Waschung betreten habe. Entsetzt über das nach seiner Meinung dreiste Geständnis, rief ihm der Lehrer zu: „Bist du besser als ein Hoherpriester?" Er schwieg. Der Lehrer fuhr fort: „Schämst du dich zu sagen, daß der Hund des Hohenpriesters besser (d. h. minder schamlos) ist als du?" Darauf gestand er zerknirscht: „Rabbi, du hast recht geredet." Aber die Entrüstung des Lehrers war noch nicht erschöpft. Er schloß: „Beim Tempeldienst! Selbst einem Hohenpriester zerschmettert man das Gehirn mit Holzkloben. Was tatest du, daß der Aufseher dich nicht getroffen hat?"[4] Daß ein in Unreinheit amtierender Priester von seinen jugendlichen Amtsbrüdern erschlagen wird, setzt in der Tat das rabbinische Recht als löbliche Sitte voraus.[5] Sonst kennt dieses Recht nur Geißelungsstrafe und das Gottes-

[1] Mikw. IV 5.
[2] Par. III 3, Tos. Par. III 4.
[3] Jom. III 3.
[4] Tos. Kel. Bab. k. I 6.
[5] Sanh. IX 6.

gericht der Ausrottung für den, der mit Wissen im Stande der Unreinheit das innere Heiligtum betritt.[1] Er ist des Todes schuldig, obwohl kein irdischer Gerichtshof berufen ist, das Urteil zu vollstrecken. Die Anklage gegen Paulus, daß er Griechen ins Heiligtum geführt habe und dadurch den Tempel entweiht (Apg. 21, 28; 24, 6), hätte, selbst wenn sie wahr gewesen wäre, nach dem Gesetz zu einer kriminellen Verhandlung keinen Anlaß ergeben (s. oben S. 34). — Freilich konnte es einem widerfahren, daß man der eigenen Unreinheit sich erst nachträglich bewußt wurde und also unabsichtlich im unreinen Zustande das Heiligtum betrat. Dann war ein sogen. „auf und absteigendes" Sündopfer (3. M. 5, 6) darzubringen.[2] Wer im Heiligtum unrein wurde, hatte ihm so rasch als möglich zu entfliehen. Jedes Verweilen machte ebenfalls eines Opfers schuldig.[3]

Zu den Reinigungsvorschriften für das Betreten des Heiligtums kamen noch Anstandsregeln. Es schickt sich nicht, im Reisekostüm mit Stab, Schuh und Beutel und dem Staub an den Füßen auch nur in den äußeren Tempelhof zu gehen.[4] Wenigstens soll man sein Geld nicht reisemäßig in ein Tuch gebunden haben oder den Beutel über das Kleid gegürtet oder hinten herabhängend tragen.[5] Man muß also Schuhe und Stab ablegen und die Füße waschen, ehe man auch nur die äußerste Grenze des Heiligtums überschreitet. Die Ehrfurcht vor dem Heiligtum gebietet auch, daß man nicht irgend einen seiner Höfe als bloßen Durchgangsweg benutzt.[6] Die Priester haben ihren Dienst stets barfuß zu verrichten, und ein besonderer Arzt pflegte die Unterleibsleiden, die ihnen daraus sowie aus der steten Fleischkost bei Entziehung des Weines entstanden.[7] Nimm dich auch in acht, irgendwo im Tempel auszuspeien,[8] und, wenn du müde bist, ruhe dich jedenfalls nicht im inneren Tempelhofe aus; denn im Tempel sitzt niemand außer einem Könige aus Davids Geschlecht.[9] Nach Mk. 12, 41, vgl. Joh. 8, 2.20, „saß" allerdings Jesus im Tempel gegenüber dem Gotteskasten. Aber da auch Frauen dahin kamen, wird eben nicht das eigentliche Heiligtum

---

[1] Makk. III 2, Keritt. I 1. 2. Genaueres Tos. Kel. Bab. k. I 8. 10.
[2] Makk. II 1, Keritt. I 2, II 4.
[3] Makk. II 3.
[4] Ber. IX 5.
[5] b. Ber. 62b, j. Ber. 14c, Tos. Ber. VII 19.
[6] Ber. IX 5.
[7] Schek. V 2, j. Schek. 48d.
[8] Ber. IX 5.
[9] j. Jom. 40b, b. Sot. 40b.

gemeint sein. Daß man in seinen äußeren Bezirken (Frauenhof, Zwinger, Berg des Hauses) sitzen durfte, wird von der jüdischen Überlieferung ausdrücklich betont.[1]

Vergiß auch nicht, dich zu verneigen, wenn du die Grenze vom ersten zum zweiten Heiligkeitskreis überschreitest, und dich zu Boden zu werfen mit ausgebreiteten Händen und Füßen, wenn du in das innerste Heiligtum trittst, sowie jedesmal, wenn die Priester beim Opferdienst in das Horn stoßen.[2] Man redete von 13 Prosternationen im Tempel und meinte damit 13 Stellen, wo sie vorkamen, und dachte dabei entweder an die 13 Tore des inneren Heiligtums oder 13 Stellen in seiner symbolischen äußeren Umzäunung, welche die syrischen Könige einst durchbrochen hatten.[3] Den Priestern lag noch außerdem eine Prosternation ob, ehe sie nach einer Dienstleistung das Tempelhaus verließen.[4]

Aus dergleichen Dingen setzte sich das Zeremoniell zusammen, ohne welches nur ein Gottloser das Haus des Höchsten betrat. Ja, das Wesen des Tempels zu Jerusalem bestand den Juden zum großen Teil geradezu in den vorher geschilderten Heiligkeitsgraden. Die aus Stein gebauten Mauern, Terrassen und Gebäude sind nur ihre Verkörperung und Versichtbarung. Sie können zerstört werden, aber nicht das Heiligtum. Mögen Moscheen oder Kirchen an derselben Stätte errichtet werden, dem rabbinischen Recht bleibt die von Gott mit diesem Punkt der Erde allein unauflöslich verknüpfte Eigenschaft unabänderlich bestehen. Der Jude, welcher die heilige Stätte betreten wollte, dürfte es nicht tun, ohne den Forderungen ihrer neun Heiligkeitskreise ebenso zu entsprechen, wie wenn der Tempel noch stünde und sein Dienst in vollem Gange wäre.[5]

Mit diesem Haften des idealen Heiligtums an einem bestimmten Ort auf dem Erdboden ist gegeben, daß seine Ausmessungen nicht gleichgültig sein können. Seine Heiligkeitskreise können nicht irgendwie nach willkürlichem Belieben abgesteckt werden, sondern müssen sich anschließen an das, was mit göttlicher Sanktion ehedem bestand. Der Traktat der Mischna, welcher sich mit der Schilderung des Tempels befaßt, heißt Middoth, d. h. Maße, weil eben die Maße hier von wesentlicher Bedeutung sind. Die beste Einsicht in die Heiligkeitsgrade des Tempels

---

[1] Pes. V 10, Tos. Pes. III 12.

[2] Tos. Schek. II 17.

[3] Schek. VI 1. 3, j. Schek. 49d, 50a, Tos. Schek. II 17.

[4] Tam. VI 1—3, VII 1.

[5] b. Jeb. 6b, vgl. Peath ha-Schulchan, H: Erez Jisrael III 11 und den Kommentar. Doch hat man sich nicht immer so verhalten. Nach dem Pilger von Bordeaux betraten zu seiner Zeit die Juden die Tempelstätte.

ist wertlos, wenn man nicht weiß, wo sie anfangen und wo sie enden. Noch Estori ha-Parchi, Kaphtor wa-Pherach, Ausg. Edelmann, S. 15a, begründete seine Besprechung des zweiten Tempels mit dem talmudischen Satz (b. Zeb. 55b): „Man wird wegen Unreinheit schuldig in dem Raume von 187 Ellen Länge und 135 Ellen Breite." Aber noch von einer anderen Seite her ist das rabbinische Recht interessiert an der äußeren Beschaffenheit des Heiligtums. Es ist die Stätte eines vom Gesetze angeordneten Dienstes und muß also seinen Forderungen entsprechend eingerichtet sein. Jede Funktion muß da ihren Raum und ihr Gerät gehabt haben; auch für die Personen und Sachen, die zum Dienste gehörten, mußte entsprechende Vorsorge im Raume getroffen sein, alles im Einklang mit seinen verschiedenen Graden der Heiligkeit. Unter solchen Gesichtspunkten wollen auch wir den von der Mischna geschilderten Tempel durchwandern.

Wir betreten, indem wir uns vorschriftsgemäß rechts halten,[1] über die jetzt unter Trümmern verschwundene Brücke durch das ehemalige Koponiostor von Westen her den großen äußeren Hof des Heiligtums, der, entsprechend Ez. 42, 20, 500 zu 500 Ellen gemessen haben soll, also sehr viel kleiner gewesen wäre als der jetzige ḥaram esch-scherīf.[2] Das jüdische Recht nennt diesen Hof har hab-bajith, den „Berg des Hauses", nämlich des Heiligtums, und macht dadurch kenntlich, daß er wohl zum Heiligtum gehört, aber noch kein Bestandteil desselben ist. An den ihn umgebenden doppelten Säulenhallen, zu denen die am Ostrande gelegene Halle Salomos,[3] der erste öffentliche Zusammenkunftsort der Christen (Apg. 3, 11; 5, 12), gehörte, hat das Recht kein besonderes Interesse und erwähnt sie nur gelegentlich.[4] Wichtiger ist ihm, daß der Boden hier vielfach unterwölbt war, weil daraus folgt, daß sogenannte „Gräber des Abgrundes", d. h. in Schutt oder Erde verborgene Leichen ihre Unreinheit den über den Hof Schreitenden nicht mitteilen können.[5]

Daß in diesem Hofe ein Markt für Opferbedürfnisse abgehalten worden sei, ist der rabbinischen Überlieferung unbekannt.[6] Es würde

---

[1] Links gehen die Leidtragenden und Gebannten, Midd. II 2, wo freilich der Text unklar.

[2] Wahrscheinlich ist von seinem nördlichen Teil, etwa vom nördlichen Rande seiner höheren Terrasse ab, ganz abgesehen.

[3] Josephus, Antt. XX 9, 7, Bell. Jud. V 5, 1.

[4] b. Pes. 13b, 52b.

[5] Par. III 2, j. Naz. 57d.

[6] Irrtümlich wird es von Meyer-Weiß zu Matth. 21, 12—17 vorausgesetzt. Die „Kaufläden", von denen das Synhedrium nach Jerusalem wandert (b. R. h. S. 31a, b. Schabb. 15a), sind schwerlich auf dem „Berg des Hauses" zu suchen.

ihren eigenen Anstandsregeln für das Heiligtum (s. o.) widersprechen. Die Viehhändler, bei denen man Opfertiere kauft, werden in der Mischna gerade nicht auf dem „Berg des Hauses" vorausgesetzt.[1] Aber sie weiß von Wechslertischen, welche jährlich am 25. Adar im „Heiligtum" aufgeschlagen wurden.[2] Das waren nicht private Unternehmungen, sondern eine offizielle Veranstaltung der Priester zur Einziehung der Sekelabgabe bis zum Osterfeste, wobei auf eine im heutigen Orient wohlbekannte Weise der Unterschied des Wertes von Großgeld und Kleingeld durch daraufgeschlagenes Wechselgeld ausgeglichen wurde. Auch hören wir, daß man nach Entnahme von Opfermarken in einem dafür bestimmten Bureau im Tempel (s. u.) diese Marken bei einem Priester in die entsprechenden Naturalien umsetzte.[3] Das ergab einen priesterlichen Viehhandel, über dessen genauen Ort wir nicht unterrichtet sind. Aber es ist sehr denkbar, daß im äußeren Tempelhof auch private Wechsler und Viehhändler ihr Wesen hatten. Der Tempelverwaltung schien das unanstößig, weil der „Berg des Hauses" doch nicht heilig war. Vielleicht sollte die prächtige Basilika des Herodes[4] am Südrande des „Berges des Hauses" gerade diesen Markt des Tempels in sich aufnehmen. Dem Sinne Jesu schien aber diese Distinktion von „heilig" und „gemein" innerhalb des Heiligtums ein Gottes unwürdiger Greuel. Er trieb die Händler, Taubenkrämer und Wechsler hinaus und gestattete auch nicht, daß man etwas durch den Tempel trage (Mk. 11, 15. 16, Joh. 2, 14 bis 16), dies im Einklang mit den Anstandsregeln der Rabbinen (s. o.), aber von ihnen unterschieden mit seiner Begründung nicht aus dem Buchstaben, sondern aus dem Geist der Schrift.

Ein seltsamer Zug bewegt sich durch den hier auf der Südseite besonders weiten Hof von einem der Huldatore her. Ein Knabe reitet in seiner Mitte auf einem mächtigen Ochsen, zu dessen Seiten statt der Steigbügel Bretter angebunden sind. Er trägt ein steinernes Gefäß in der Hand, das er an der Siloaquelle mit Wasser gefüllt hat. Ein Widder wird auch im Zuge mitgeführt. Man hält am Eingang zum inneren Hof. Dort bindet man einen Stab mit einem Strick an die Hörner des Widders und steckt den Stab in einen der beiden da angebrachten Steinbehälter für die Asche der roten Kuh. Der Knabe gibt dem Widder einen Schlag, daß er zurückschreckt und dabei mit dem Stabe etwas von der Asche aus dem Behälter schleudert. Davon streut nun

---

[1] Schek. VII 2, Tos. Schek. III 9.

[2] Schek. I 3.

[3] Schek. V 4.

[4] Antt. XV 11, 5.

der Knabe auf das Wasser in seinem Gefäß. So entsteht Sprengwasser für Totenunreine, dieses wichtigste aller Mittel, um für den Eintritt in das Heiligtum gereinigt zu werden (Hebr. 9, 13). Alle diese auffallenden Maßnahmen sollen die Verunreinigung des wichtigsten Reinigungsmittels verhüten. Die Bretter statt der Steigbügel sorgen dafür, daß für die Füße des Reiters etwaige Unreinheit des Bodens bedeutungslos wird.

Inmitten des „Berges des Hauses", aber mehr nach Norden und Westen zu gerückt, erhebt sich eine um sechs Ellen erhöhte Terrasse. Das unmittelbare Herantreten an sie verhindert aber ein niedriges Geländer von zehn Handbreiten Höhe, der sōrēg genannt. Es scheint, als sei das Geländer ohne Lücken gewesen, so daß der, der in den Tempel wollte, hinüberklettern mußte.[1] Der Zwischenraum zwischen Geländer und Terrasse umgibt das innere Heiligtum wie ein Festungsgraben und heißt deshalb chēl = „Zwinger". Er bedeutet den dritten Heiligkeitskreis. Hohe Mauern verhindern jeden weiteren Einblick in das Innere. Auf zwölf Stufen steigen wir von Osten her zur Terrasse hinauf und gelangen durch ein großes Tor mit vergoldeten Türflügeln in den „Frauenhof", ein Quadrat von 135 Ellen, den vierten Heiligkeitskreis. Sein Mittelplatz diente am Hüttenfest zu einem nächtlichen Lichterfest mit Fackeltanz der Männer, dem die Frauen vom Dach der ihn umgebenden Säulenhalle zusahen.[2] Absichtlich wird diese dem Gesetz fremde Feier vom eigentlichen Heiligtume ausgeschlossen worden sein. — In den vier Ecken des Frauenhofes sind kleine Plätze von 40 Ellen im Quadrat durch Mauern abgegrenzt. Nach Nordosten zu haben wir den Holzhof des Tempels. Priester sind da beschäftigt. Sie fallen auf, weil sie mit minutiöser Sorgfalt jedes Holzstück und jeden Ritz im Holze beschauen. Sie wollen nämlich sehen, ob etwa der Holzwurm darin haust. Sobald die Spuren eines Wurmes entdeckt sind, wird das Holzstück vom Gebrauche für den Altar ausgeschlossen. Man macht uns aufmerksam darauf, daß dieser Holzhof des Tempels ein besonderes Geheimnis berge. Die Bundeslade soll da unter dem Pflaster versteckt sein.[3] Doch gibt man uns zu, daß beim Nachgraben nur Totengebeine gefunden wurden.[4] Nach dem Hof in der Nordwestecke drängen sich die geheilten Aussätzigen, welche um die Vollendung ihrer Reinheit bemüht sind. Freilich die Feststellung der Heilung durch die Priester, zu denen auch

---

[1] Vgl. oben S. 33f., 37.

[2] Sukk. V 1—4, Midd. II 5.

[3] Schek. VI 1. 2. Nach Tos. Schek. II 18 soll die Lade freilich sich am Ort des Allerheiligsten befinden.

[4] Tos. Eduj. III 3.

Jesus die von ihm Geheilten sendet (Matth. 8, 4), konnte nicht hier geschehen. Nur wenn als letzte Reinigungspflicht ein Schuldopfer zu entrichten war, konnten sie hier die nötigen Anordnungen treffen, auch ein letztes Bad nehmen. Manche behaupteten, jeder Besucher des innersten Tempelhofes sei zu einem Bade in diesem Hofe verpflichtet.[1] Da steht eben ein geheilter Aussätziger an der Tür zum innersten Hof und streckt seinen Kopf, eine Hand und einen Fuß hinein, damit der Priester vom Blute seines Opfers an seinen Ohrknorpel,[2] den Daumen und die große Zehe tupfe. Bald wird der Priester dieselbe Zeremonie mit Öl vollziehen,[3] und dann kommt der ersehnte Moment, da er wieder auf heiligem Boden stehen darf und Gott seinen Dank darbringen.

In der gegenüberliegenden Südwestecke liegt der zweitürige[4] Hof mit dem Vorrat des Tempels an Öl und Wein für die unblutigen Opfer und die Spenden. Nach dem Hof im Südosten schreiten Nasiräer, die durch ihr langes ungekämmtes[5] Haar auffallen. Sie bringen da ihr Nasiräergelübde zum Abschluß, indem sie ihr Dankopfer kochen, ihr Haar scheren[6] und es unter den Kochtopf auf dem an den Felsen gelehnten und deshalb keiner Verunreinigung fähigen Herd dieses Hofes[7] werfen.[8] Anders stand es mit Nasiräern, deren Gelübde durch Verunreinigung abgebrochen war und der Wiederherstellung bedurfte.[9] Ihnen war wie Leichenunreinen der Zwinger und der Frauenhof verboten, bis sie am siebenten Tage der Reinigungszeit ein Vollbad genommen hatten. Nach diesem Bade war ihnen der Zwinger des Tempels (Kreis III) zugänglich, aber erst von Sonnenuntergang ab der Frauenhof (Kreis IV). Die ihnen am siebenten Tage obliegende Haarschur konnte, aber mußte nicht im Tempel geschehen;[10] dagegen führte sie am achten Tage die Pflicht eines dreifachen Opfers notwendig in den Frauenhof. Erst nach seiner Darbringung stand ihnen der Eingang durch das Nikanortor offen.

---

[1] Neg. XIV 8, Tos. Neg. VIII 9.

[2] Nach rabbin. Anschauung nicht das Ohrläppchen, wie man hebr. tenūkh wiederzugeben pflegt; vgl. Siphra, Ausgabe Weiß, 72a.

[3] Neg. XIV 9, 10. An diesem Tor verrichtet der Aussätzige auch die Handaufstützung bei dem ihm obliegenden Opfer, Tos. Neg. VIII 10.

[4] Tos. Jom. I 3.

[5] Naz. VI 3.

[6] Daß dies am Orte des Kochens, aber bei geöffneter Tempeltür geschehen müsse, wird b. Naz. 45a betont.

[7] Kel. VI 2.

[8] Naz. VI 7.

[9] 4. Mos. 6, 9—12, Naz. VI 6.

[10] Naz. VI 8, Tos. Naz. IV 6.

Von dieser Art war die Reinigung von Nasiräern, an welcher Paulus sich nach Apg. 21, 24—26 beteiligte und dabei wohl gleichzeitig die Unreinheit beseitigte, die ihm selbst, als aus heidnischem Lande kommend, anhaftete. Daß er schon beim Beginn der Reinigung in den Tempel ging, um zu zeigen, wie er die Reinigungszeit aushielte, muß dahin verstanden werden, daß er sich dort außerhalb des eigentlichen Heiligtums bei den Unreinen aufhielt. Nach dem Obigen hätte er erst am siebenten Tage in den Zwinger und nach Sonnenuntergang in den Frauenhof gelangen können. Aber es ist möglich, daß er die pharisäische Scheidung des Frauenhofs vom Zwinger als zweier Heiligkeitskreise nicht anerkannte und bis in den Frauenhof vorgedrungen war. Dort jedenfalls wurde er vom Volke ergriffen.[1]

Aber schon längst richtet sich unser Blick nach dem mit korinthischem Erz[2] kunstvoll beschlagenen sogenannten Nikanortor, das im Westen mit zwei kleineren Nebentoren den Eingang zum eigentlichen Heiligtum verschließt. Dies Tor, wahrscheinlich gemeint mit dem Schönen Tor, an welchem Petrus den Lahmen heilte (Apg. 3, 2 ff.), war der Haupteingang zum heiligen Bezirk für alle rituelle Handlungen. Vor ihm wurden die Wöchnerinnen und die Aussätzigen nach Vollendung ihrer Reinigungen für rein erklärt und auch die des Ehebruchs verdächtige Frau dem Gottesgericht unterstellt.[3] Maria, die Mutter Jesu, hat nach ihrer Reinigung an diesem Tore ihr Taubenopfer entrichten müssen.[4] Der innerste Hof, zu dem es den Eingang vermittelte, erhebt sich über dem Frauenhof als eine 7½ Ellen höhere Terrasse wiederum hinter Mauern, die nur im Osten etwas niedriger waren, um den Blick auf das Tempelhaus weniger zu versperren. Eine halbkreisförmige Treppe von 15 Stufen führt zum Tore hinauf. Bei der Nachtfeier des Hüttenfestes (s. o.) dient sie den musizierenden Leviten[5] als Estrade. In zwei, unter den innersten Hof hineinlaufenden Kammern zu den Seiten der Treppe werden ihre Zithern, Harfen, Becken und Posaunen aufbewahrt.

---

[1] Die Tore, welche man nach Apg. 21, 30 hinter Paulus schloß, können nicht wohl die Tore des äußeren Hofes sein.

[2] Tos. Jom. II 4.

[3] Sot. I 5. Hochmann, Jerusalem Temple Festivities, S. 95, bemerkt mit Recht gegen Schürer, ZNW 1906, S. 61, daß die an dies Tor tretenden Personen nicht „unrein" sind, sondern nur noch der Darbringung eines Opfers bedürfen. Auch die des Ehebruchs Verdächtigte gilt bis zu ihrer Überführung als rein.

[4] Lk. 2, 22 ff.

[5] Das Musikchor bestand aus wenigstens 2 Posaunen, 9 Zithern und 1 Becken, Arach. II 5. Dazu kamen bei diesem Fest 5 oder 6 Flöten, Sukk. V 1.

Mit tiefer Ehrfurcht trat der Israelit durch das Nikanortor und hatte hier zuerst den vollen Blick auf den Altar und das hinter ihm sich erhebende Tempelhaus. Ein freier, aber den Verhältnissen seiner Gebäude nach sehr enger Platz von 135 zu 187 Ellen umgab beide. Wie klein er war, erhellt daraus, daß die Länge von der Westgrenze der jetzigen höheren Terrasse des ḥaram esch-scherīf nur eben über den Felsendom hinausreichen würde und die Breite ihn auch nur um 20 m auf jeder Seite überragt. Leider wird von der Mischna nicht angegeben, wie viel Raum die diesen Hof umgebenden Bauten einnahmen. Weder hier noch beim Frauenhof werden uns die äußeren Maße der den Hof tragenden Terrassen bekannt, und darum ist jede Zeichnung eines korrekten Grundrisses des Tempels der Mischna unmöglich.[1] Doch können wir vermuten, daß die Terrasse des eigentlichen Heiligtums im Süden und Westen etwa dieselben Grenzen hatte wie die obere Terrasse des jetzigen ḥaram esch-scherīf, während sie nach Norden und Osten sehr viel kürzer gewesen sein muß.[2] In diesem beschränkten Raume war von völlig freier Bewegung keine Rede. Nur ein 11 Ellen breiter Streifen auf der Ostseite war als „Israelitenhof" dem anbetenden Laienvolke überlassen (Heiligkeitskreis V). Dann folgte, eine Elle höher,[3] der Priesterhof (Kreis VI), dessen Rand nach einer Nachricht nur durch Steine im Pflaster bezeichnet war. In ihm stand der Altar und das Tempelhaus. Vor dem ersteren erhob sich in drei Stufen 1½ Ellen hoch eine Estrade. Sie diente während des täglichen Opfers den levitischen Sängern,[4] wenigstens zwölf an der Zahl;[5] Knaben, welche durch ihre Sopranstimmen den Gesang verstärkten, standen zu ihren Füßen.[6] Am Passah- und Hüttenfest waren auch 2 bis 12 Rohrflötenbläser hier aufgestellt.[7]

Welch ein gewaltiges Bauwerk aus Kalk und unbehauenen Steinen war der Altar, ein Würfel von 9 Ellen Höhe, der sich in zwei Ab-

[1] Nach Josephus, Bell. Jud. V, 5, 3 waren die Torgebäude 30 Ellen tief. Dann hätte der äußere Umfang des inneren Hofes 195 zu 217 Ellen betragen. Auch die äußeren Maße des Frauenhofes wären dementsprechend auf 195 zu 165 Ellen anzusetzen.

[2] Schwer verständlich ist, weshalb Grünhut, ZDPV 1908, S. 295, meint, der Frauenhof habe nach Estori ha-Parchi außerhalb der Ostmauer des ḥaram gelegen. Die von Estori beschriebene jetzige Mauer gilt ihm ja doch als die Mauer des äußeren Hofes.

[3] Midd. II 6 wird der Priesterhof von der Estrade der Sänger unterschieden, dann aber doch die Höhe der letzteren in seine Höhe eingeschlossen.

[4] Tam. V 6, Tos. Pes. III 11, Tos. Sot. XIII 9, b. Meg. 3a.

[5] Erach. II 6.

[6] Erach. II 1. 2. Nach Tos. Erach. II 2 wäre diese Estrade mit der Treppe zum Nikanortor identisch; aber Mischn. Erach. II 6 bezeugt das Gegenteil.

[7] Erach. II 3. 4, Sukk. V 1, Tos. Erach. I 15.

sätzen von 32 zu 28 Ellen im Quadrat verjüngte und also die ungefähre Ausdehnung des Felsens hatte, der den Mittelpunkt des heutigen Felsendoms bildet. Im Norden und Westen umzog seine Basis eine Rinne, welche das Opferblut an der südwestlichen Ecke durch zwei Löcher in einen unterirdischen Kanal ablaufen ließ.[1] Den ganzen Altar umgab in fünf Ellen Höhe ein Umgang; aber der eigentliche Platz für die am Altar tätigen Priester war der äußere Teil seiner Oberfläche, zu der sie von Süden auf einem schräg ansteigenden, von der Altarwand ein wenig abgerückten[2] Aufgang von 16 Ellen Breite und 32 Ellen Länge hinaufschritten. Von diesem Aufgang gelangte man auch auf abwärtsführenden Stiegen auf den Umgang des Altars.[3] Eine Höhlung auf der Westseite des Aufgangs diente als Platz für die als unbrauchbar erfundenen Sündopfervögel.[4] Vier kleine Würfel von einer Elle Höhe, die sogenannten „Hörner", krönten die Altarecken. Das Blut, das man vom Umgang aus an die Hörner strich[5] und an die Wände spritzte oder laufen ließ,[6] oder das man von unten gegen seine Ecken schleuderte,[7] lief über die zweimal des Jahres getünchten Seitenflächen des Altars herab und hinterließ da seine Spuren. Ein roter Faden war um seine Mitte gespannt, damit kein Zweifel sei, wohin das für „oben" oder „unten" bestimmte Blut gelangen müsse.[8]

Rechts, also nördlich vom Altar, war der Schlachtplatz. Vierundzwanzig im Pflaster befestigte Ringe dienten zum Anbinden der Opfertiere während des Schlachtens. Im Hintergrund standen acht Pfeiler mit drei Reihen Haken in verschiedener Höhe an ihrem hölzernen Aufsatz zum Aufhängen der geschlachteten Tiere für das Abziehen, und acht Marmortische zum Waschen der dabei herausgenommenen Eingeweide. Der Schlachtplatz wird vollständig durch drei auf ihn mündende Kammern, die Salzkammer zum Salzen der Opferstücke, die Parwa-Kammer zum Einsalzen der abgezogenen Felle[9] mit einem Hohepriesterbad

---

[1] Spuren eines Kanals finden sich jetzt an der nordwestlichen Ecke des Felsens im heutigen Felsendom.

[2] b. Zeb. 62b.

[3] Ebenda.

[4] So Midd. III 3; aber b. Pes. 34a ist die Rede von einem Loch zwischen Aufgang und Altar auf der linken Seite. Tos. Zeb. VII 6 wird die Höhlung ein Fenster genannt und ist also wohl in der Seitenwand des Aufgangs vorgestellt.

[5] Zeb. V 3, Tos. Zeb. XI 10.

[6] Zeb. VI 4. 5.

[7] b. Zeb. 53b, Tam. IV 1, Tos. Zeb. VI 12. 13.

[8] Vgl. b. Zeb. 32a, 53a, 64b, Tos. Zeb. VI 11, Kinn. I 1.

[9] Tos. Men. VI 2. 3.

im Oberstock[1] und die Spülkammer zum Waschen des Bauches der ausgenommenen Tiere.[2] In der Nähe ist auch die Lämmerkammer, in welcher man wenigstens sechs Tiere für die offiziellen täglichen Opfer bereitstellte[3], die Schaubrotbäckerei mit einem kleinen viereckigen metallenen tannūr-Backofen[4] und die Opfermarken-Kammer, wo man Marken kaufen kann, gegen welche man dann die entsprechenden Opferbestandteile eintauscht.[5] Die letzten drei befinden sich in dem sogenannten „Herdhause", das diesen Namen trägt, weil in seinem Mittelraum ein Herdfeuer unterhalten wird, an dem die Priester besonders nachts sich wärmen können. Da von hier aus ein unterirdischer Gang zum Priesterbade führte, so kann man sich denken, daß nach dem Bade auch bei Tage die Wärmhalle von ihnen gern aufgesucht wurde. Auch die Bedürfnisanstalt der Priester war durch einen unterirdischen Gang von hier aus zugänglich. Auf der Ostseite des Hofes, zu den Seiten des Tores, durch welches wir eintraten, liegt die Ankleidekammer der Priester mit etikettierten Nischen für jede Kleidergattung[6] und die Bäckerei für das tägliche Pfannenbrotopfer des Hohenpriesters.[7] Im Süden[8] liegt am Hofe die Quaderkammer für die Zusammenkünfte der Priesterschaft und des obersten Gerichtshofes, zugleich die Synagoge des Tempels, die Bassinkammer mit Zisterne und Schöpfrad, von wo alles im Hof nötige Wasser geholt wird, die sogen. Holzkammer, welche wohl die Residenz des Hohenpriesters im Tempel war,[9] daneben ein Hohepriesterbad[10] und im Oberstock die Kammer des Abtinas (Autonoos)-Hauses, ein Wachtlokal der Priester.[11] Über die genaue Lage anderer wichtiger Räume sind wir nicht unterrichtet. Dahin gehört die Gerätekammer, in der man die für den täglichen Dienst nötigen 93 goldenen und silbernen Gefäße[12]

[1] Jom. III 5.
[2] Tam. IV 2.
[3] Erach. II 5.
[4] Men. XI 2. Tos. Men. XI 2, Tos. Jom. II 5, b. Zeb. 96a.
[5] Schek. V 3—6, Tos. Schek. II 16.
[6] Tam. V 4.
[7] Men. XI 3.
[8] Seltsamerweise sind die Nord- und Südkammern vertauscht b. Jom. 19a und Midd. V nach Maimonides (auch in Mischne Tora), anders Midd. V, Ausg. Venedig 1528, Riva di Trento 1561, Ausg. Lowe. Aber die Kammern zum Salzen und Waschen der Opfer gehören notwendig zur Schlachtstätte, also auf die Nordseite.
[9] Sie ist dann identisch mit der Parhedrin-Kammer, welche ebenfalls als Wohnung des Hohenpriesters bezeichnet wird, Jom. I 1, Tos. Joma I 2.
[10] Tos. Jom. I 20, b. Jom. 31a „über dem Wassertor".
[11] Tam. I 1, Jom. I 5.
[12] Tam. III 3, j. Chag. 79d.

verwahrte, die aber einen sehr viel größeren Schatz von Gefäßen enthielt, da jede Art in 32 Exemplaren vorhanden war.[1] Weiter ist zu nennen die Vorhangskammer[2], die Kammer für Ausbesserungen[3] und für die Armengaben[4]. Ungewiß ist auch der genaue Ort der dreizehn trompetenförmigen Opferstöcke für die Sekelabgabe, das Vogelopfer, Holz, Weihrauch, Gold, und freiwillige Opfer[5]. Nach Mk. 12, 41, wo eine Frau in einen dieser Opferstöcke spendet, möchte man an den Frauenhof denken. Es ist bemerkenswert, wie hier sowie bei den S. 39, 45 erwähnten Opfermarken der Einkauf der Opfertiere in die Hände der Priester gelegt wird. Sie erhielten so Gelegenheit, für den Tempel vorteilhafte Geschäfte zu machen, allerdings auch, die Festbesucher vor Übervorteilung zu schützen.

Eine auffallend große Zahl von Torgebäuden lag im Norden und Süden zwischen den Kammern, nach der einen Angabe[6] je drei, nach der anderen sicher übertriebenen Angabe[7] je vier, wozu noch zwei auf der Westseite gekommen sein sollen. Auch über die Namen der Tore war die Überlieferung gespalten. Nach den Einen hießen die nördlichen Tore (von West nach Ost): Funkentor, Opfertor, Herdhaustor, nach den Anderen: Jechonjator, Opfertor, Frauentor, Gesangtor. Für die Südtore hatte man die Namen: Brandtor, Opfertor, Wassertor, oder: Obertor, Brandtor, Erstgeburtentor, Wassertor. Wachtlokale der Priester befanden sich im Herdhause (s. o.), im Oberstock des Funkentores und im Oberstock des Abtinashauses wohl beim Wassertor.

Wichtige Prinzipien für die Behandlung von Rechtsfragen innerhalb des heiligen Gebietes sind, daß Torbauten und Kammern mit Türen nach beiden Seiten in bezug auf das Sabbatsgesetz als Privatgebiet, in bezug auf Reinheit und Unreinheit als öffentliches Gebiet zu betrachten sind, während eintürige Kammern in jeder Richtung als Privatgebiet gelten.[8] Bei Handlungen, welche auf heiligem Gebiet geschehen müssen, war zunächst der Charakter des Bodens maßgebend, der sich dem geschlossenen Raum über ihm nur dann mitteilte, wenn er nach heiligem Gebiet zu seinen Eingang hatte, jedenfalls aber dem darüberliegenden

---

[1] Chag. III 8.
[2] Midd. I 1.
[3] Schek. V 6.
[4] Ebenda, Tos. Schek. II 16.
[5] Schek. VI 5, Tos. Schek. III 1.
[6] Midd. I 4, Tos. Schek. II 15, b. Keth. 106a, b. Jom. 54a.
[7] Midd. II 6, Schek. VI 3.
[8] Tos. Jom. I 3.

Dache. Auch auf unheiligem Boden wurde ein nach heiligem Gebiet offener Raum als heilig betrachtet. Räume auf beiderlei Boden mit Öffnungen nach beiden Seiten waren zur Hälfte heilig, zur Hälfte gemein,[1] wie es für das Herdhaus und die Quaderkammer gelten mußte.[2] Höhlungen unter dem Tempelhaus sind unheilig, sein Dach aber ist heilig;[3] heilig sind auch nach dem heiligen Gebiet offene unterirdische Höhlungen.[4]

Wir umschreiten nun den Aufgang zum Altar. Man zeigt uns auf seiner Rückseite zwei Tische, einen aus Marmor für die vorübergehende Niederlegung der Opferstücke, den anderen aus Silber für die am Altar nötigen Geräte.[5] Hier haben auch die beiden Priester ihren Platz, welche mit Trompetenschall den Abschluß des täglichen Opfers mit der Weinspende verkünden, dann aber bei der Levitenmusik ihren Platz nehmen, um bei den drei Abschnitten des Psalmengesanges durch ihre Stöße das Volk zur Prosternation aufzurufen.[6] Ein Wasserbecken mit zwölf Hähnen, von dem man sagt, daß es nachts in die Tiefe einer Zisterne herabgelassen werde, damit es seine rituelle Reinheit nicht verliere,[7] gibt in der Nähe den Priestern Gelegenheit, Hände und Füße zu waschen, ehe sie das Tempelhaus betreten.[8] Wenn sie pharisäisch gesinnt sind, legen sie dabei vorschriftsgemäß die Hände auf die Füße, damit das Wasser gleichzeitig über beide rinne.[9]

Die Vorhalle (ūlām) des Tempelhauses, an deren Fuß wir nun stehen, steigt neben uns in gerader Wand zu imponierender Höhe auf. Ihre Vorderwand ist ein ungeheures Viereck von 100 Ellen Breite und Höhe (dies mit Einrechnung des Unterbaues von sechs Ellen, des Geländers um das Dach und der daraufgestellten Vogelscheuchen,[10] zusammen vier Ellen). Die einzige Unterbrechung bildet eine ebenfalls gewaltige, türlose Öffnung von 40 Ellen Höhe und 20 Ellen Breite. Sie war so weit, daß es unmöglich war, sie mit einem steinernen Türsturz zu decken. Ein Balken wurde darüber gelegt, zu dessen Entlastung man dann noch vier längere Balken darüber zwischen die Steinreihen der Mauer setzte. Das war weniger geschmackvoll als praktisch. Aber

---

[1] Maas. sch. III 8, Tos. Maas. sch. II 14. 15.
[2] Midd. I 6, b. Jom. 25a.
[3] Tos. Kel. Bab. k. I 11, b. Pes. 86a.
[4] b. Pes. 86a.
[5] Schek. VI 4.
[6] Tam. VII 3, Sukk. V 5.
[7] Jom. III 10, Tam. I 4, Tos. Jom. II 2.
[8] Tam. I 4.
[9] b. Zeb. 19b.
[10] Nach b. Sabb. 90a waren dazu Eisenwürfel nötig von einer Elle im Geviert.

genau so groß sollte die Öffnung sein, damit die dahinterliegende Front des eigentlichen Tempelhauses von der gleichen Größe unverhüllt bleibe. Hinter dem außen 22 Ellen tiefen Vorbau lag nämlich das Heiligtum als ein im Lichten 20 Ellen breites, 40 Ellen hohes und 61 Ellen langes Haus, auf das aber dann noch ein ebenso hoher Aufbau aufgesetzt war, so daß mit Einschluß des Unterbaues und der beiden Dächer hier ebenfalls eine Höhe von 100 Ellen erreicht wurde. Absichtlich ist die Bedachung beider Stockwerke völlig gleich konstruiert. Das untere Geschoß soll ein vollständiges Haus sein. Jedes — natürlich flache — Dach besteht aus Vertäfelung (eine Elle), Tropfraum (zwei Ellen), Balkenlage (eine Elle), Estrich (eine Elle). Auffallend groß ist dabei der Tropfraum, der das durch das Dach sickernde Wasser auffangen soll. Das Haupthaus, das mit den Mauern 32 Ellen breit war, war auf drei Seiten von einem Umbau in der Höhe des Untergeschosses umzogen, welcher in drei Stockwerken die 38 Schatzkammern des Tempels enthielt. Dieser Umbau von je 19 Ellen Breite brachte dann die Breite des gesamten Bauwerks auf 70 Ellen, so daß der Vorbau ihn auf jeder Seite um 15 Ellen überragte. Im Erdgeschoß und ersten Stockwerk waren je 13, im Oberstock 12 Kammern. Ihre Breite wuchs nach oben von fünf zu sieben Ellen, weil die Dicke der Tempelwand in jedem Geschoß um eine Elle abnahm. Nimmt man zur äußeren Länge des Haupthauses (73 Ellen) die Tiefe des Vorbaues (16 Ellen) und des hinteren Umbaues (von der Mischna nur auf 11 Ellen berechnet),[1] so erhält man eine Gesamtlänge von 100 Ellen. Man konnte also von einem Tempel reden, welcher in allen Richtungen 100 Ellen messe.

Die Mischna vergleicht im Traktat Middoth das Tempelhaus mit seinem breiten Vorbau einem liegenden Löwen, und sie mag damit recht haben, daß der Bau imposant wirkte. Daß er keine Schönheit besaß, mußte umsomehr auffallen, wenn man von den Säulenhallen in hellenistischem Geschmack herkam, die seine Höfe umgaben. Auch Salomos Tempel enthielt wenig von einer höher entwickelten Kunst, aber er besaß doch ein seinem Stile entsprechendes Ebenmaß seiner Teile. Jetzt hatte man versucht, Größeres zu schaffen. Aber das Resultat mußte unbefriedigend ausfallen, weil man sich von dem alten Grundriß nicht frei machen konnte. Man verdoppelte das eigentliche Tempelhaus in der Höhenrichtung und schuf ein unschönes Zwischending zwischen Turm und Haus. Die Umbauten ebenfalls zu verdoppeln, scheute man sich.

[1] Wahrscheinlich ist die Berechnung der Einzelmaße in der Mischna eine künstliche. Als Gesamtmaß standen 100 Ellen in allen Richtungen fest; vielleicht war in Wirklichkeit die Übereinstimmung in Länge, Breite und Höhe minder genau.

Das Heiligtum selbst sollte über seine Umgebung hervorragen. Das Mißverhältnis zwischen Hauptgebäude und Umbau, das so entstand, mußte nun wenigstens in der Front verdeckt werden. Deshalb verwandelte man die Vorhalle in ein unförmliches breites Vorhaus, das freilich einen irgendwie geläuterten Geschmack auch nicht befriedigen konnte. Von einer wenigstens dekorativen Gliederung seiner Vorderwand, die nach innen durch hölzerne Streben gestützt war, erfahren wir nichts. Deshalb könnte sie vorhanden gewesen sein. Vielleicht darf man sie sich nach dem Muster der gleichfalls überhöhten Grabfassaden von Petra vorstellen. Aber auch dann blieb der Eindruck, den der Bau auf einen Griechen machen mußte, grotesk und barbarisch. Er wurde nicht verbessert, sondern verschlechtert durch den Umstand, daß er in einen, von Gebäuden, nicht Säulenhallen, umgebenen kleinen Hof eingesperrt war. Man braucht nur den Artemistempel des alten Gerasa mit seinen weiten Säulenhöfen in Gedanken neben den Tempel von Jerusalem zu stellen, so empfindet man den weit klaffenden Unterschied.

Der Jude jener Zeit würde vielleicht gesagt haben, man solle auch das Vorhaus gar nicht betrachten, sondern die Aufmerksamkeit auf das hinter seiner Öffnung sichtbare Haupthaus konzentrieren. Hier fiel zuerst ins Auge ein ungeheurer schwerer Teppich von 20 Ellen Breite und 40 Ellen Länge[1] und einer Handbreit Dicke in bunten Farben, der den Eingang in das Haupthaus von außen verdeckte. Man erzählte von ihm, daß er auf 72 Kettenfäden gewebt sei, deren jeder aus 24 Fäden bestand.[2] Das ergäbe freilich ein sehr lockeres Gewebe, von dem man nicht versteht, wie es so dick werden sollte. 82 Jungfrauen sollen an zwei solchen Vorhängen ein Jahr gewebt haben. Es ist besser, den Vorhang nicht unnötig anzurühren. Wenn er unrein wird, muß er in ein Tauchbad gesenkt werden, in gewissen Fällen außerhalb des heiligen Bezirks, und dann im Zwinger zum Trocknen ausgebreitet. 300 Priester sind nötig zur Ausführung dieser schwierigen Prozedur.[3] Dieser Vorhang war es vielleicht, der bei Jesu Tod von oben bis unten zerriß (Matth. 27, 51). Um ihn zog sich an der Wand ein goldener Weinstock, von Stangen gehalten, weil man ihn nicht in der Wand zu

[1] Die Mischna geht davon aus, daß alle Tempelvorhänge die gleiche Größe hatten und eigentlich als Verschluß des Allerheiligsten berechnet waren. An dieser Stelle hätte sonst ein Vorhang von 10 zu 20 Ellen genügt. Ein Vorhang an diesem Eingang ist auch Tam. VII 1 wie bei Josephus vorausgesetzt. Dagegen gehören die 13 Vorhänge von b. Jom. 54a, b. Keth. 106a einer jüngeren Tradition an, nach welcher alle Eingänge des Tempels und des innersten Hofes Vorhänge besaßen.

[2] Schek. VIII 5, b. Jom. 71b, Tos. Schek. III 13.

[3] Schek. VIII 4. 5.

befestigen wagte. Wer wollte, konnte dafür ein neues Blatt oder eine Traube stiften. Auch goldene Kränze[1] waren an der Wand aufgehängt, und goldene Ketten hingen von der Decke herab, damit die Priester an ihnen in die Höhe klettern konnten, wenn es an der Wand etwas zu tun gab. Offenbar sollte man an die heilige Wand keine Leiter legen. Ein goldener „Leuchter" (wohl ein Hohlspiegel) hing über der Tür des Tempels und verkündete durch seine Strahlen den Sonnenaufgang.[2]

Noch gibt es rechts und links im Vorhause etwas zu schauen. Da steht ein silberner und ein goldener Tisch zum zeitweiligen Niederlegen der Schaubrote, wenn sie in das Heiligtum oder aus demselben gebracht werden.[3] In den äußersten Flügeln des Vorhauses befindet sich der sogen. „Messerplatz", weil man da die unbrauchbar gewordenen Opfermesser niederlegt.[4] Zwei kleinere Türen fallen hier auf, welche den Eingang in den Umbau des Tempelhauses vermitteln. Die nach Süden zu befindliche ist stets geschlossen. Durch die nördliche können wir eintreten und kommen so in den Vorraum der Schatzkammern. Aus ihm führt eine Tür in der Rückwand in die erste Schatzkammer, aus welcher man dann in alle übrigen Kammern desselben Geschosses gelangen kann. Eine Tür in der rechten Seitenwand führt in den sogen. Wendelgang, der sich rings um den ganzen Umbau mit allmählicher Steigung bis zu seinem Dache zieht.[5] Vom Dache aus kommt man durch eine Tür in das Obergeschoß des Haupthauses. Dies war ganz leer. Man sagte, daß die Grenze des Allerheiligsten in seinem Fußboden bezeichnet sei. Vor allem gab es da Luken, die von oben ins Allerheiligste führten, so daß man zu Reparaturen Arbeiter dorthin hinablassen konnte, ohne daß sie das Verbot, diesen Raum zu betreten, verletzten. Zwei zederne Kletterstangen (etwa mit Einschnitten für Stufen) bei der Tür zum Obergeschoß gaben auch noch die Möglichkeit, auf das Dach des Haupthauses zu gelangen. Warum hier wie überall im Gebäude gewöhnliche Treppen vermieden waren, wird nicht gesagt. Vielleicht wurde das dem Altar geltende Verbot von Stufen (2. Mos. 20, 26) auf das Tempel-

---

[1] Nach einer Lesart in Midd. III 8 befanden sich die Kränze an Fenstern oder Nischen.

[2] Jom. III 10, Tos. Jom. II 3.

[3] Schek. VI 5, Men. XI 7.

[4] Nach Josephus waren hier besondere Räume hergestellt, wovon die Mischna nichts sagt.

[5] So nach Midd. IV 5. Dagegen hat Midd. IV 7 den „Wendelgang" nur auf der Nordseite, auf der Südseite statt dessen einen Wasserablauf (vom Dache des Umbaues), auf der Westseite gar nichts Entsprechendes. Die Mischna nimmt nicht an, daß man vom „Wendelgang" auch in die oberen Stockwerke gelange.

haus angewandt. Luken verbanden jede Schatzkammer mit der über ihr liegenden. Von Fenstern ist nicht die Rede. Aber wir hören von Öffnungen von acht Ellen Höhe, welche auf der Westseite an den Flügeln des Vorhauses und hinter dem Allerheiligsten angebracht waren, mit der einzigen Bestimmung, durch diese symbolischen Türen die rückwärtigen Teile des inneren Hofes für das Essen des Hochheiligen und Schlachten des Heiligen zu legalisieren.[1] Begeben wir uns in den Vorraum der Schatzkammern zurück, so haben wir hier noch eine Tür, die links entweder durch die Seitenwand in das Heilige selbst oder durch einen schmalen Gang innerhalb der Mauer in seinen Eingang führte. Diese Tür hatte ein doppeltes Schloß. Das eine lag unmittelbar am Schlüsselloch in der Mitte der Tür; für das tief unten befindliche andere mußte man den ganzen Arm durch das Schlüsselloch stecken.[2] Wenn morgens die Tempeltür aufgetan werden sollte, gelangte man von hier in das Innere des Tempels und öffnete da von innen. Ein Querbaum war zurückzuschieben und Schlösser zu öffnen.[3] Das Geräusch des Öffnens war weithin hörbar.[4] Tags stand die Tempeltür offen, aber der Vorhang verhüllte das Innere vor dem Blicke jedes Neugierigen. Auch wir sollten hier stehen bleiben. Denn nur ein reiner Priester darf weiter vordringen, und selbst diese wurden gemahnt, nicht den Leuchter und den Schaubrottisch anzurühren, damit sie nicht etwa unrein würden und eines Tauchbades bedürften, wie es zum Erstaunen der Sadduzäer wirklich einmal am goldenen Leuchter vorgenommen wurde.[5]

Indes lüpfen wir den Vorhang ein wenig! Wir bemerken zuerst, daß die beiden Türflügel des 10 Ellen breiten und 20 Ellen hohen Eingangs in zwei Blättern zusammengefaltet an die Mauerdicke zurückgeschlagen sind.[6] In dem fensterlosen Innern des Tempelhauses (hēkāl) im engeren Sinn (20 Ellen breit, 40 Ellen lang und hoch) herrscht ein Halbdunkel, weil der dicke Vorhang nur an den Seiten ein wenig Licht durchläßt. Die mit Gold überzogenen,[7] aber, wie es scheint, nicht wie im Tempel Salomos mit Kerubbildern verzierten Wände

---

[1] b. Zeb. 55b, 56a, Tos. Zeb. VII 1. Jene Handlungen sollen „vor dem Eingang" des Heiligtums geschehen (3. Mos. 3, 2; 8, 31).

[2] So ist vielleicht Tam. III 6 zu verstehen.

[3] Tam. III 7.

[4] Nach Tam. III 8 bis Jericho.

[5] j. Chag. 79d, Tos. Chag. III 35. Nur die bodenfesten beiden Altäre waren von dieser Reinigungspflicht ausgenommen, Chag. III 8.

[6] Nach anderer Ansicht gab es Doppeltüren, und die Flügel der inneren Tür waren gegen die Innenwand zurückgeschlagen.

[7] Midd. IV 1, Tos. Schek. III 6.

glänzen matt und reflektieren das Flimmern eines einzelnen Lämpchens, das sich vergebens bemüht, den großen Raum zu erhellen. Aber sein Licht läßt uns doch den mit sieben nach der Mitte des Leuchters gerichteten[1] Lampen versehenen goldenen Leuchter erkennen, auf dem es angebracht ist. Er steht links, also auf der Südseite des Tempels, und zwar $2^1/_2$ Ellen von der Wand entfernt, und von der Mitte oder dem letzten Drittel des Raumes ein wenig nach hinten gerückt.[2] Davor befindet sich ein dreistufiger Tritt, welchen der mit der Reinigung der Lampen betraute Priester benützt. Der Ordnung nach werden morgens erst die fünf westlichen (hinteren) Lampen in Ordnung gebracht, dann nach einer Pause die östlichere der beiden übriggebliebenen. Die zweitvorderste bleibt brennen, damit nachmittags die anderen an ihr entzündet werden. Erlöscht sie, so muß man vom Feuer des Brandaltars neues Licht holen.[3] Dem Leuchter genau gegenüber steht ein goldener Tisch, auf welchem zwölf Brote künstlich so aufgebaut sind, daß die Luft zwischen ihnen durchstreicht, damit sie ja nicht zu schimmeln beginnen. Vier von oben zweifach gespaltene goldene Gestelle sind am Rande des Tisches angebracht, und 28 halbe Rohre werden durch ihre Schlitze in der Weise gelegt, daß über und unter jedem der in zwei Stöße gelegten zwölf Schaubrote sich je zwei befinden.[4] Zwischen ihnen, aber ein wenig nach vorn zu, erhebt sich ein schmaler goldener Altar, auf dessen Oberfläche täglich auf glühenden Kohlen Räuchwerk entzündet wird. Vielleicht steigt eben noch duftender Rauch von ihm in die Höhe. Während des Streuens des Räuchwerks auf die Kohlen darf aber niemand zusehen. Nicht einmal zwischen Halle und Altar darf sich in diesem feierlichen Momente ein Priester aufhalten.[5] Zacharias, der Vater des Täufers, war also allein, als ihm beim Räuchern eine Engelsbotschaft zuteil wurde (Lk. 1, 9 ff.). Im Hintergrunde schließen zwei hintereinander hängende kostbare Vorhänge[6] das Heilige gegen das Allerheiligste ab. Keine feste Wand ist vorhanden. Aber es ist dafür gesorgt, daß niemand hineinschaut. Wenn der Hohepriester hineinzugehen hat, lüpft er die linke Ecke des vorderen Vorhangs, geht in dem eine Elle breiten Zwischenraum der Vorhänge entlang und gelangt durch Lüpfen der rechten

[1] b. Men. 98b.

[2] Tos. Jom. III 4, b. Men. 98b, b. Jom. 33b, Siphra Ausg. Weiß 103d.

[3] Tam. III 9, VI 1, Siphra Ausg. Weiß 103c. d, b. Sabb. 22b, b. Jom. 33b.

[4] Men. XI 4–6.

[5] Tam. VI 2.

[6] Einen solchen Vorhang sahen die Juden später in Rom und beobachteten daran die Spuren der hohenpriesterlichen Blutsprengung, Tos. Jom. II 8.

Ecke des hinteren Vorhangs in das finstere Innere,[1] in welchem er sich dann mühsam vorwärts tastet.[2]

Das Allerheiligste, ein Raum von 20 Ellen im Quadrat und 40 Ellen Höhe, bedeutet ein dunkeles Geheimnis. Die Lade Gottes und die Kerube Salomos stehen nicht mehr darin, nur ein drei Finger hoher Stein bezeichnet ihre Stelle.[3] Man nannte ihn „Grundstein" und dachte später dabei an die Gründung der Welt, wohl weil ihr Bestand durch die sühnende Wirkung des Heiligtums und seines Dienstes gesichert erschien.[4] Es wird aber eher der Grundstein des Tempelhauses gewesen sein. In Todesangst mag mancher Hohepriester vor ihm im Finstern seines Amtes gewaltet haben. Denn man war überzeugt, daß die kleinste Abweichung von der Vorschrift ihm ein plötzliches Gottesgericht eintragen könne.[5] Und doch war das Allerheiligste leer, nicht nur deshalb, weil kein Gottesbild oder der von den Fabeln der Heiden vermutete Esel darin stand, sondern, weil die Schriftgelehrten der Meinung waren, daß das im ersten Tempel vorhandene göttliche „Wohnen," die Schechina, in den zweiten Tempel nicht eingezogen sei. Die Geschichte des ersten Tempels endete mit dem Auszuge der Gottheit. Man erzählte davon:[6] „Gewandert ist die Schechina vom Deckel der Lade zum Kerub, von einem Kerub zum andern, vom Kerub zur Schwelle, von der Schwelle in den Hof, vom Hof zum Altar, vom Altar auf das Dach, vom Dach zur Mauer, von der Mauer in die Stadt, von der Stadt auf das Gebirge, vom Gebirge in die Wüste," und von da ist sie endlich in den Himmel zurückgekehrt. Wie ein König, der seinen Palast verlassen muß, hat sie noch einmal die Wände und Säulen des Tempels geküßt und weinend gerufen: „Lebe wohl, mein Heiligtum, lebe wohl, mein Königssitz, lebe wohl, mein herrliches Haus, lebe wohl von nun ab, lebe wohl!"[7] Aber vom nachexilischen Tempel heißt es: „Die Schechina wohnte da nicht, weil geschrieben steht (1. M. 9, 27): „Gott mache weit dem Japhet und wohne in den Zelten Sems!"[8] Er wurde auf Befehl des Perserkönigs erbaut (Esr. 1, 3; 6, 3) und war somit kein semitisches Werk. In

---

[1] Jom. V 1.

[2] j. Jom. 42c.

[3] Jom. V 2, Tos. Jom. III 6.

[4] j. Jom. 42c.

[5] Vgl. Jom. V 1; der Hohepriester soll nur ein kurzes Gebet im Allerheiligsten verrichten, um das Volk nicht zu erschrecken.

[6] b. R. h. S. 31a, vgl. Ech. R. Einl. 25.

[7] Ech. R. Einl. 25, vgl. b. R. h. S. 31a.

[8] b. Jom. 9b, 10a.

ihm vermißte man die Lade, den Deckel, die Kerube, das (himmlische) Feuer, die Schechina, den heiligen Geist, die Urim und Tummim.[1]

Der zweite Tempel mit all seiner Herrlichkeit war also doch ein leeres Haus, das Reale an ihm der vom Gesetze gebotene Dienst und und die vom Gesetz verlangte Rücksichtnahme auf seine Heiligkeitsgrade. Den wirklichen Ort Gottes auf Erden fand die Gesetzesgelehrsamkeit innerhalb der vier Ellen der Halacha, d. h. überall da, wo das traditionelle Recht gelehrt und gelernt wird.[2] Man kann das als einen Weg, der eine Vergeistigung der Religion erstrebt, würdigen. Aber man wundert sich, daß gegen Jesus, gegen Stephanus, gegen Paulus von derselben Seite die Klage erhoben wurde, sie seien des Todes schuldig, weil sie den zweiten Tempel als eine zum Abbruch bestimmte Größe betrachteten.[3]

Bemerkungen zum Plan des zweiten Tempels.

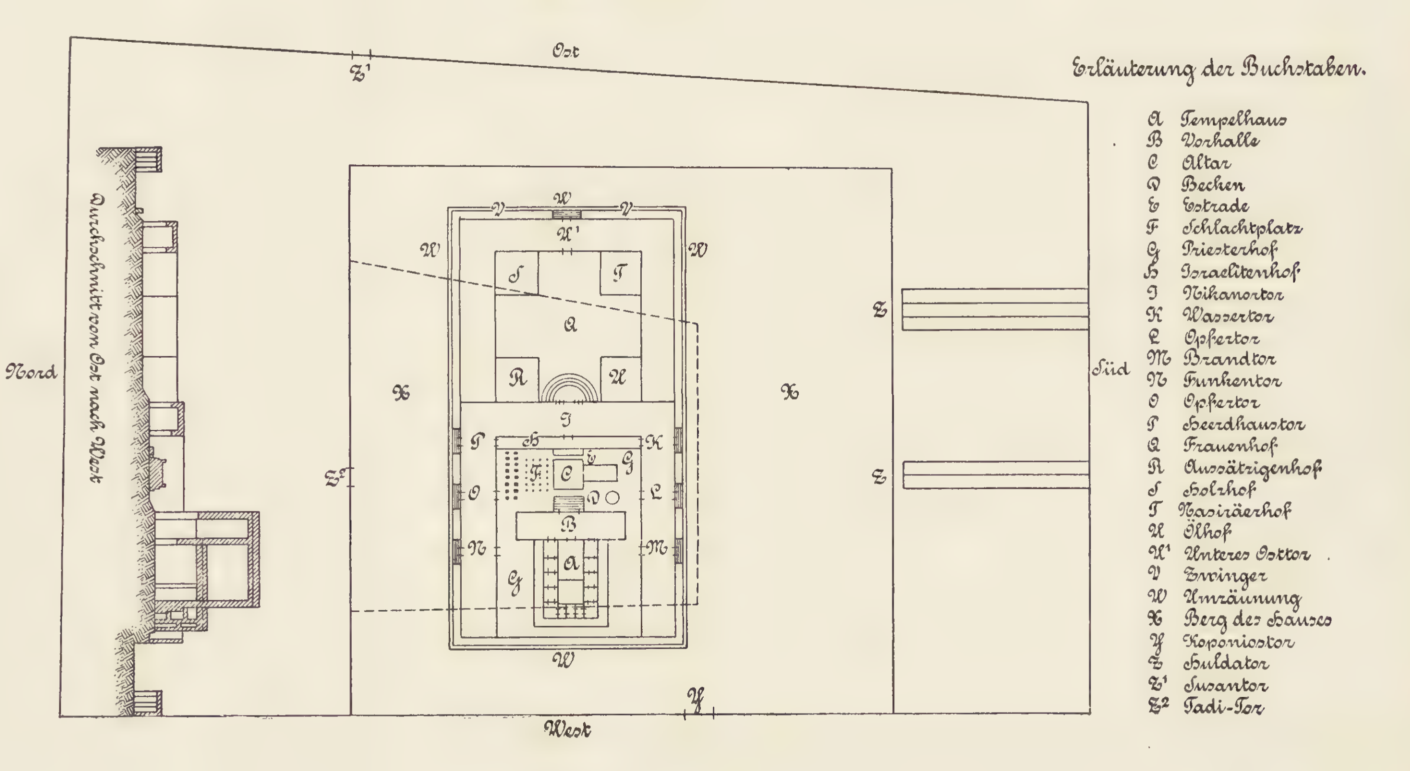
Daß die Mitteilungen der Mischna über den zweiten Tempel wegen ihrer Lückenhaftigkeit eigentlich keine Planlegung gestatten, war S. 43 gesagt. Trotzdem mußte zur Orientierung des Lesers ein Plan geschaffen werden, der wenigstens ungefähr dem von der jüdischen Tradition entworfenen Bilde entspricht. Um zu zeigen, wie der Tempel der Mischna sich zur Fläche des jetzigen ḥaram esch-scharīf verhält, ist er in ihn eingezeichnet worden, und zwar so, daß die Nordmauer des äußeren Hofes auf die Linie des Nordrandes der jetzigen, mit durchbrochenen Linien im Plane angedeuteten höheren Terrasse des Platzes trifft. Hier scheint auch ein Abschnitt im Felsen nachgewiesen zu sein, s. Survey of Western Palestine, Jerusalem S. 224, vgl. Pl. II und VI. Außerdem bildete das nördlich vom jetzigen Goldenen Tor (Z 1 meines Planes) in das Kidrontal mündende Seitental eine natürliche Nordgrenze. Es ist bemerkenswert, daß die von der Mischna angegebene Breite des äußeren Hofes von 500 Ellen von hier aus ziemlich genau bis an das nördliche Ende der Tunnelwege des sogen. zweifachen und des dreifachen Tores reichen. Die Vermutung ist erlaubt, daß hier die zur Zeit des Herodes vorgenommene südliche Verlängerung des Heiligtums begann, welche die jüdische Tradition ebensowenig anerkennt als die nördliche Erweiterung. Die Maße der Mischna stimmen nicht zu der westöstlichen Ausdehnung des jetzigen Platzes, welche etwa 65 bis 100 Ellen über 500 beträgt.

---

[1] b. Jom. 21 b, vgl. j. Hor. 47 c.

[2] b. Ber. 8 a.

[3] Matth. 26, 61, Apg. 6, 13. 48; 21, 28.



Studie zum Plan des zweiten Tempels, entworfen von G. D.

Nur wenn man beim äußeren Hofe die Säulenhallen mit je 30 Ellen zu den 500 Ellen des Hofes hinzurechnet, trifft man ungefähr das Maß des jetzigen Platzes. Anderseits würden 500 Ellen herauskommen, wenn man vom westlichen Rande der oberen Terrasse rechnen wollte. Daß das Heiligtum in Wirklichkeit bis zur jetzigen Ostmauer des ḥaram reichte, ist nach dem Zeugnis des Josephus, der sie für salomonisch hält, nicht zu bezweifeln. Das dem Susantor wohl entsprechende heutige Goldene Tor ist an seinem Platze an der Nordostecke des Heiligtums wohl motiviert, weil grade hier ein Abstieg in nordöstlicher Richtung zum Kidrontal vom Terrain begünstigt war. Weiter südlich ist der Absturz des Tales zu steil. Das Tadi-Tor habe ich ebenso wie die Nord- und Südtore des inneren Hofes willkürlich angesetzt.

Bei den inneren Höfen bin ich davon ausgegangen, daß der Felsen[1] der ḳubbet eṣ-ṣachra die Stelle des Altars bezeichne. Das nötigt dann, die westliche Umfassung des Priesterhofes ein gutes Stück über die obere Terrasse des jetzigen Platzes hinauszurücken. Es empfiehlt sich darum vielleicht mehr, vom Westrand der heutigen Terrasse auszugehen. Dann kommt man mit der Front der Vorhalle des Tempels hart an den heiligen Felsen heran, dessen Oberfläche unter der Treppe zum Tempelhause gelegen hätte. Die Abschnitte am Felsen könnten dann eine Beziehung zu den Fundamenten des Tempelbaus gehabt haben, welche die Juden um 363 n. Chr. selbst von den Trümmern entblößten.[2] Daß sie zum Altar nicht gehören, wie ich es früher für möglich hielt,[3] dürfte daraus folgen, daß man schwerlich gewagt hätte, sein Fundament in dieser Weise zuzuhauen. Das Gesetz verbietet 2. M. 20,25 den Gebrauch des Eisens beim Altarbau, Josephus betont (Bell. Jud. V 5, 6), daß bei seinem Aufbau weder Eiseninstrument noch Meißel benützt worden sei, und die Mischna beschreibt, wie man ihn durch Füllung einer Form mit unbehauenen Steinen und Kalk hergerichtet habe. Es würde dadurch die Ostgrenze des Frauenhofs weiter nach Osten vorgeschoben. Aber möglicherweise ist die von mir angenommene Einschaltung von zwei mal 30 Ellen für die östlichen Umfassungsgebäude der beiden Höfe unrichtig, so daß ein Vorrücken der Westgrenze keinen derartigen Einfluß im Osten haben würde. Nach der Mischna war der „Berg des Hauses" im Osten weiter als im Norden, und dort wieder weiter als im Westen.

[1] Den einzigen guten, auf Messungen beruhenden Plan s. bei Wilson, Ordnance Survey of Jerusalem (1865), Pl. II.

[2] Couret, La Palestine sous les Empereurs Grecs, S. 69.

[3] Kittel, Studien zur hebr. Archäologie, S. 42. 49, denkt an prähistorische oder auch davidische Abmeißelung des Felsens.

Das ist auf meinem Plan infolge der von mir vorgenommenen Ansetzung der Westlinie der Höfe nicht sichtbar. Daß tatsächlich die Verhältnisse so lagen, wird aber klar, sobald man annimmt, daß der äußere Hof nicht ein genaues Quadrat war, sondern von West bis Ost den ganzen jetzigen Hof füllte. Ein Kompromiß ist es, daß ich auf dem „Durchschnitt" die östliche Säulenhalle von der Grenzlinie nach außen hin gelegt habe. Der Raum des äußeren Hofes wäre sonst zu sehr eingeengt worden. Ein Grundriß der vermuteten wirklichen Gestalt des herodianischen Tempels ist absichtlich nicht versucht worden, weil uns dazu die nötigen Grundlagen fehlen. Zum mindesten müßten Ausgrabungen die Umfassungslinie der inneren Tempelhöfe festgestellt haben. Es dürfte deshalb richtiger sein, durch unbefriedigende Risse auf die vorhandenen Probleme aufmerksam zu machen, als durch Trugbilder die Nichteingeweihten zu täuschen.





2. Der Schauplatz der Geschichte Davids.

Ein Vortrag, gehalten in Jerusalem am 9. März 1908 und für den Druck erweitert von Professor Lic. Dr. Procksch in Greifswald.

Über den Schauplatz der Geschichte Davids nachzudenken, liegt in Jerusalem gewiß nahe; denn wir stehen hier in seiner Stadt, im Zentrum seines Reichs. Dazu kommt eine doppelte Anregung. Einmal nämlich in Davids Person, des Hauptspielers auf diesem Schauplatz. Denn David ist neben einigen Talenten unter den israelitischen Königen das einzige Genie. Wer möchte nicht gern der wunderbaren Bahn dieses wunderbaren Menschen folgen, der mit dem merkwürdigen Gleichgewicht von Herrschersinn und Dichterblut, von Tatkraft und Passivität und dem Widerspruch von frommem Seelenadel und gottloser Verschuldung Zeitgenossen und Nachgeborene in Atem erhalten hat. Dazu kommt aber ein Zweites. Nämlich wir haben über diesen König eine Geschichtsquelle, die uns wirklich seine geschichtliche Laufbahn und ihren Schauplatz treu und aus verhältnismäßig großer Zeitnähe entwirft; denn die Haupterzählung der beiden Samuelisbücher ist gewiß zu Salomos Zeit entstanden. Also wir können hier zu der geschichtlichen Entwicklung ein topographisches Bild zeichnen, das sie für unser Verständnis ergänzt, was nicht immer im Alten Testament der Fall ist. Dabei lassen sich nun aus dem Gesamtschauplatze seiner Geschichte vier Gebiete herausheben. Zuerst seine Heimat, das judäische Land mit seinen Grenzgegenden. Zweitens Jerusalem, die neue Hauptstadt. Drittens und viertens das Gebiet der nordisraelitischen und ostjordanischen Stämme.

I.

David ist Judäer und ist der erste große Mann aus diesem alten Stamm. Judäa ist ein Gebirgsland, das seinen politischen Umfang, den uns das Josuabuch etwa im achten Jahrhundert angibt (Jos. 15, 1 ff.), von David mag bekommen haben. Im Osten wird Judäa darnach vom Westufer des Toten Meers begrenzt (Jos. 15, 5), im Süden von einer genau nicht zu zeichnenden Linie, deren feste Punkte die Südspitze des

Toten Meeres, der naḳb eṣ-ṣafa[1], die Oase ʿēn ḳudēs und der westlich gewandte Unterlauf des wādi el-ʿarīsch zu sein scheinen (Jos. 15, 2—4). Im Westen war das Mittelmeer die ideale Grenze (Jos. 15, 12), der Ostrand der Philisterebene die wirkliche. Im Norden finden wir eine Grenzlinie, die vom Nordpunkte des Toten Meeres in die Gegend westlich des heutigen erīḥā führt[2], dann bis chān ḥatrūr der heutigen Jerichostraße zu folgen scheint, schließlich aber die Spur der Römerstraße über ḳaṣr ʿali nach dem Ölberg einschlägt.[3] Nun steigt sie ins w. sitti mirjam hinab, durchs w. er-rabābe auf die Westhöhe bei Jerusalem empor, bei lifta ins w. ḳalōnie hinab, dem sie bis ḳalōnie folgen mag, um dann bis ḳarjet el-ʿineb etwa die Richtung der heutigen Jaffastraße einzuhalten. Ferner scheint es, als übersteige sie die Waldreste aufweisenden Höhen bei sarīs, um durch w. ḥimār und w. ṛurāb bei ʿarṭūf ins w. eṣ-ṣarār zu münden bis zu seinem Ende als nahr rūbīn (Jos. 15, 5—11).

Aber das älteste Juda war viel kleiner als in der Königszeit. Vielmehr läßt es sich etwa durch ein Trapez umschreiben, daß durch die vier Punkte Jerusalem, Hebron, bēt dschibrīn und ʿēn schems seine Gestalt empfängt. Westlich der Wasserscheide gelegen, senkt sich dies Gebiet von einer Höhe von ca. 1000 Meter bis auf 300 Meter hinab, von zahlreichen Wadis mit westlicher Gesamtrichtung durchzogen, die sich zu drei Tälern, dem nördlichen w. eṣ-ṣarār, dem mittleren w. es-samṭ und dem südlichen w. afrandsch vereinen und so dem Niederlande zustreben. Das Gebiet mochte an 500 qkm Flächenebene umfassen, also wenig mehr als die freie Stadt Hamburg. Hier saß der zählebige Judastamm wahrscheinlich schon lange vor Mose (1. M. 38), der konservativste unter seinen Brüdern. Doch wie er selbst längst die alten Grenzen zu Davids Zeit zu überschreiten begonnen hatte, so gehörte das Land nicht ihm allein; sondern außer den Kanaanäern, mit denen er bald freundlich, bald feindlich lebte, suchten sich halbarabische Stämme von Süden her und vor allem die Philister im Westen darin einzunisten. Er hat sie aber alle überlebt bis auf diesen Tag.

Zwei Stunden (9 Kilometer) südlich von Jerusalem liegt Bethlehem, noch heute bēt laḥm geheißen, auf einem mehrfach sich gabelnden Höhenzug, der sich vom Rückgrat des judäischen Gebirgs nach Osten zu abzweigt und längs der Nordseite und Südseite von zwei herrlichen, breiten Tälern umschlungen ist, die sich als w. samra und w. umm el-ḳalʿa unter dem Ostpunkte des Höhenzuges vereinigen. Davids Heimat ist

[1] Hier sucht Robinson, Palästina II, S. 145, 149 f., die Stiege Akrabbim.
[2] bēt ʿarābā lag in der ʿarābā = ṛōr, vielleicht links am Eingang ins w. el-ḳelt.
[3] Vgl. van Kasteren in ZDPV 13, S. 116, über ʿēn er-rawābe.

durch ihre Lage die schönste Stadt der ganzen Gegend. Die alte Ortschaft nahm wohl nur einen Teil der heutigen Stadt ein und gruppierte sich um den Hügel, der sich mitten in der Stadt, westlich von Geburtskirche und Marktplatz, erhebt. Sie war also klein wie die meisten Orte, und hatte nach althebräischem Brauche einen Hügel aufgesucht. Obwohl keine starke Festung, hatte sie doch ihr Tor und so wohl auch Mauern, und diente den Philistern gelegentlich als Stützpunkt (2. Sam. 23, 13 ff.). Später wurde sie von Rehabeam neben anderen Städten befestigt (2. Chron. 11, 6). Eine Quelle fehlte dem Stadtgebiet, aber vor dem Tore lag eine Zisterne, nach deren Wasser David einmal gelüstete (2. Sam. 23, 15). Wo Tor — Bethlehem hatte gewiß nur dies eine — und Zisterne lagen, wissen wir nicht. Jedenfalls am alten Stadthügel, also schwerlich beim heutigen Davidsbrunnen, sondern eher am Südabhang des Stadthügels, wo noch heute ein Stadtzugang liegt und wo die alte Wasserleitung durch ein tiefes Gewölbe läuft, aus dem das Wasser mehrere Meter hoch emporgezogen wird.[1] Wie der Name der Stadt, Brothausen, anzudeuten scheint, war sie mit Korn gesegnet; schöne Felder und Weinberge umgeben sie noch heute. Dazu kamen Schaf- und Ziegenherden, die östlich in der Steppe weideten und deren Milch berühmt war (1. Sam. 17, 18, vgl. 1. M. 49, 11). Es gab dort am Rande der Wüste noch Löwen und Bären (1. Sam. 17, 34), und man erzählte sich noch Jahrhunderte später von Davids Wagemut. Dort in Bethlehem wuchs er auf, das Glied eines angesehenen, aber armen Geschlechts (1. Sam. 18, 23), ein halber Held und ein halber Dichter, den sein Saitenspiel früh berühmt machte.

Von dem Straßenkreuz an der Hebroner Straße, dessen nördlicher und südlicher Arm Jerusalem mit Hebron verbindet und dessen Südostarm nach Bethlehem führt, stieg nun eine Römerstraße westwärts nach bēdschāla empor und zog sich von da nach el-chaḍr, wo sie sich gabelte. Der eine Zweig läuft südwärts auf der Höhe hin nach Hebron, der andere westwärts über dēr ābān nach ʿēn schems, dem biblischen Beth Schemesch, von wo sie sich im nördlichen Bogen nach ludd und jāfa wendet. Halbwegs zwischen Bethlehem und ʿēn schems zweigt von ihr eine zweite Römerstraße in südwestlicher Richtung ab über bēt neṭṭīf, von wo sie durchs w. musurr ins w. es-samṭ und in diesem westlich absteigt. Da, wo das w. es-samṭ nach Norden umbiegt, wird die Straße von einer anderen Römerstraße gekreuzt, die von bēt dschibrīn herkommt und sich wahrscheinlich über ʿēn schems nach Jerusalem nordwärts fortsetzte.

[1] Vgl. Robinson, a. a. O. II, S. 385.

Im w. es-samṭ stehen wir wieder auf historischem Schauplatz. Dies breite, fruchtbare, mit Buschwerk und Feldern besetzte Tal ist gewiß das alte Terebinthental, wo Goliath erschlagen wurde (1. Sam. 17, 1). Socho darf in ch. esch-schuwēke, am Südrande des Tals auf einem Hügel gelegen, wiedererkannt werden.[1] Fraglich ist dagegen, wo Aseka lag, bis wohin sich von Socho aus das Lager der Philister ausdehnte. Gewöhnlich sucht man es in ch. ʿasḳalūn, an dem Punkte, unter dem das w. es-samṭ nordwärts umbiegt, also westlich von ch. esch-schuwēke. Dann hätten die Philister an der südlichen Berglehne von w. es-samṭ Lager geschlagen, die Israeliten an der nördlichen, und im Talgrund hätte man die Stelle gezeigt, wo David die Bachkiesel aufhob und den Riesen erschlug.[1] Als nach dem Zweikampf die Schlacht begann, wären dann die Philister westlich durch das w. es-samṭ und dann in verschiedenen Richtungen nach Gath und Ekron zu geflohen (1. Sam. 17, 52). Diese Meinung ist wohl der anderen vorzuziehen, wonach Aseka östlich von ch. esch-schuwēke gelegen hätte. Denn Ephes Dammim (1. Sam. 17, 1), das vielleicht zwischen Socho und Aseka lag, mit dem östlich von esch-schuwēke gelegenen bēt faṣed[2] gleichzusetzen, ist doch sehr gewagt; und die Lage von Aseka aus der unbestimmten von Makkeda (Jos. 10, 10) zu bestimmen, ist uns auch verwehrt.

Von bēt neṭṭīf aus nach Süden steigt nun auch eine alte Straße durch das breite w. eṣ-ṣūr aufwärts. Nach zwei Stunden teilt sie sich bei der Ruine ʿīd el mīje in einen südwestlichen Zweig, der nach bēt dschibrīn führt, und einen südöstlichen, von dessen Seitenzweigen der eine südlich talaufwärts zu chirbet ḳīla führt. In ʿīd el-mīje hat Clermont Ganneau die Bergfeste Adullam vermutet, die vor der Eroberung Jerusalems in Davids Leben eine große Rolle spielt. Nach Adullam warf er sich auf der Flucht vor Saul (1. Sam. 22, 1. 4.)[3], und von hier aus begann er die Philisterkämpfe (2. Sam. 23, 13). ʿĪd el-mīje,[4] das lautlich zweifellos an Adullam anklingt, würde wirklich ein guter Beobachtungsposten über die Straße von bēt dschibrīn nach Bethlehem und Jerusalem gewesen sein. Auch kennt Eusebius noch ein bedeutendes Dorf des alten Namens, das ca. 10 Milien (= ca. 15 Kilometer) östlich von bēt dschibrīn liegt.[5] Das ist zwar für die Ent-

[1] Vgl. oben S. 13. D.

[2] Conder, Name lists, S. 286.

[3] Für meʿārā 1. Sam. 22, 1; 2. Sam. 23, 13 ist nach Wellhausen meṣūdā (1. Sam. 22, 4; 2. Sam. 23, 14) zu lesen.

[4] Nach Dalman, PJB 1908, S. 11, ist die Ortslage selbst für Adullam nicht zu brauchen, wohl aber die nahe chirbet esch-schēch madkūr.

[5] Eusebius, Onomasticon, Ausg. Klostermann, S. 24, Z. 21.

fernung von bēt dschibrīn nach ʿīd el-mīje etwas zu viel, doch Eusebius will nur eine ungefähre Angabe machen. In die Nähe von bēt dschibrīn und sandaḥanna wird Adullam auch von Micha gewiesen (Mi. 1, 15); denn Maresa ist mit tell sandaḥanna gleichzusetzen.[1] Und sicherlich hat Adullam im Niederlande, und zwar in der Nähe von Jarmut,[2] Socho und Aseka gelegen (Jos. 15, 33. 35). Darum ist es auch unmöglich, den Ort in die unmittelbare Nähe von Bethlehem zu verlegen, wozu die Erzählung verleitet hat, daß David sich Wasser aus dem Brunnen von Bethlehem nach Adullam bringen läßt (2. Sam. 23, 13 ff.). Denn nicht, weil dieser Brunnen der nächste bei Adullam gewesen wäre, tut er dies, sondern weil ein waghalsiges Heldenstückchen von seinen Getreuen berichtet werden soll, die sich durchs Lager der Philister durchschlagen müssen. Als sicher aber darf gelten die Gleichung von ch. ḳīla mit Kegila (2. Sam. 23, 1 ff.). Der Punkt liegt östlich über dem w. eṣ-ṣūr und zeigt nach Guérin[3] noch schwache Spuren von Befestigung (vgl. 1. Sam. 23, 7). David half den Bewohnern gegen die Philister, fürchtete aber dann, durch sie an Saul verraten zu werden, und floh. Sie scheinen eher Kanaanäer als Israeliten gewesen zu sein, denn Kegila wird dem judäischen Gebiet gegenübergestellt (1. Sam. 23, 2).

In der Südostecke des altjudäischen Gebietes liegt, durch eine Hauptstraße seit alters mit Jerusalem verbunden, Hebron, die alte Hauptstadt. Sie breitet sich jetzt in einem schönen Talhang aus, von Nordwest nach Südost gezogen, an den begleitenden Bergzügen emporsteigend, insonderheit am nördlichen Zuge, auf dem sich der Haram über der Höhle Machpela erhebt. Quellen umgeben die Gegend, berühmt ist der Eskolbach (4. M. 13, 29), der wohl durchs Tal floß; das Land war damals wie heute mit Fruchtbarkeit gesegnet. Schöne Felder dehnen sich ringsum aus, guter Wein wird im Talhang gezogen (4. M. 13, 23), und gewiß hat auch zu Davids Zeit der Ölbaum nicht gefehlt, wie auch Granaten und Feigen in der Gegend genannt werden (4 M. 13, 23). In der Stadt lag ein Teich (2. Sam. 4, 12), an dem die Mörder von Sauls Sohn Ischbaal von David aufgehängt wurden; vermutlich war dort also ein freier Platz. Auch heute liegen in der Talsohle zwei Teiche, der kleinere mehr oben, der größere, quadratische, mehr unten.[4]

---

[1] Vgl. z. B. ZDPV XXV, S. 40 f.

[2] Jetzt jarmūḳ. Der Übergang erklärt sich wohl so, daß jarmūt zu jarmūʾ wurde, dessen Aleph im Griechischen als χ erscheint (Ιερμοχως Eus.) wie sīrā = Σειραχ, und daß χ im Arabischen zu ḳ wurde.

[3] Guérin, La Judée III, S. 341.

[4] Robinson, a. a. O. II, S. 705 f.

Da sich die Stadt wohl nach Süden zu entwickelt hat, so scheint der nördliche, kleinere der ältere zu sein und könnte aus Davids Zeit stammen. Nördlich der Stadt (ca. 3 Kilometer) haben wir auf der Höhe höchstwahrscheinlich in dem großen Steinviereck rāmet el-chalīl die Umfassungsmauer der Terebinthe von Mamre zu suchen,[1] die aus Abrahams Geschichte so berühmt ist. Die Terebinthe ist längst verschwunden, doch heißt das Tal noch Terebinthental. Wahrscheinlich ist David an dieser heiligen Stätte zum Könige von Juda gesalbt worden (2. Sam. 2, 4), und vielleicht hat auch Absalom dort sich auf den Schild heben lassen (2 Sam. 15, 7 ff.). Schlatter will auch der Zisterne im Innern des Steinvierecks historische Bedeutung zuschreiben und hält sie für die Zisterne Sira, bei der Abner zur Umkehr nach Hebron aufgefordert wurde (2. Sam. 3, 26), die ihm im Tore von Hebron den Tod durch Joabs Hand eintrug.

Eine Festung war Hebron nicht, sondern ein großer Markt, gerade wie Sichem, die alte Hauptstadt Nordisraels, wie denn beide Städte eine verwandte Lage zeigen. So kam es auch, daß seit alters verschiedene Völker in Hebron einzudringen suchten, um in den Genuß der reichen Ortschaft zu gelangen, die vielleicht daher ihren Namen Bundesstadt hat und vielleicht aus vier Quartieren, ihrem alten Namen Kirjath Arba entsprechend, zusammengewachsen ist. Enakiter (Jos. 14, 6 ff.), Kanaanäer (Jos. 10, 1 ff.), Hetiter (1. M. 23), Kalebiter (Jos. 15, 13 ff., Jud. 1, 10 ff.) finden wir dort. Zu Davids Zeit aber gilt Hebron als judäisch, und zwar als Vormacht einer Reihe judäischer Ortschaften (2. Sam. 2, 3). Mit genialem Blick wählte David nach Sauls und Jonatans Untergang Hebron zu seinem Sitz und ließ sich dort von den Judäern (2. Sam. 2, 1 ff.) und bald darauf von den Nordisraeliten zum Könige krönen (c. 5, 1 ff.). Dort beherrschte er die Hauptstraßen des Landes, nördlich nach Jerusalem, südlich nach Beerseba und westlich nach bēt dschibrīn zu, wohin man von Hebron auf zwei Wegen gelangen kann, durch das w. afrandsch über ʿidna und durch das w. el-merdsch an dem alten Bischofssitz terḳūmie vorbei. Und es scheint, als hätten es die Hebroner bitter empfunden, als David später seine Residenz nach Jerusalem verlegte, denn Hebron war der Herd von Absaloms Aufstand (2. Sam. 15, 7 ff.).

Von Hebron aus verkettete David auch die südöstlich wohnenden Kalebiter und die südlichen und südwestlichen halbarabischen Stämme

[1] Schlatter, Zur Topographie rc., S. 219 ff. — Man hat nur an eine Terebinthe (LXX δρυς) zu denken.

Kain, Jerachmael und andere (1. Sam. 27, 10; 30, 14. 27ff.) mit seinen Interessen. Schon die Flucht vor Saul hatte ihn einst in die südöstlich von Hebron gelegene Gegend von Sif (tell zīf), Karmel (kermel), Maon (māʿīn) und Engedi (ʿēn dschidi) gedrängt (1. Sam. 23, 14ff. 24f.; 24, 1ff.; 25, 2ff.; 26,2ff.). Alle diese Namen sind noch vorhanden, und man kann die Gegend durch ein Dreieck umschreiben, das durch Hebron, Engedi und Maon bestimmt ist. Sie umfaßt ca. 200 qkm, war also viel kleiner als Altjuda. Man übersieht das Gelände am besten von dem Hügel von māʿīn aus, der einen weiten Rundblick bietet und wo die Heimat Nabals und Abigails zu suchen ist. Eine weite Hochebene breitet sich von Süden nach Norden aus, im Westen und Süden von Gebirge begrenzt, im Osten zur judäischen Wüste sich niedersenkend, hinter der man die moabitischen Berge sich erheben sieht. Im Norden springt zunächst kermel aus der Ebene hervor, das in römischer Zeit eine kleine Garnison hatte, weiter nördlich die Umgegend von tell zīf und in der Ferne Hebron, zwischen zwei Bergen hervorlugend. Die Ebene ist reich an Triften und Feldern, zu Davids Zeit erntete man Korn und Wein (1. Sam. 25, 18) und hatte Weide für die größten Herden Kleinvieh bis in die Steppe hinein. Dort hauste der Flüchtling mit seinen paar hundert Leuten, die Gegend vor den Räubern schützend, aber freilich auch selbst auf den Ertrag der Bewohner mit rechnend. Zuerst in der Steppe von zīf, das halbwegs zwischen Hebron und māʿīn liegt; dann als er verraten wurde, an der Quelle Engedi bei den Steinbocksfelsen in der Wildnis am toten Meer, gedeckt von den Bergen der Wüste, die sich wie mächtige Elefanten zwischen Kulturland und Totem Meere lagern. Endlich, als ihm der vom Verfolgungswahnsinn gepeitschte Saul auch hierher nachsetzte und nachdem er den unglücklichen König noch einmal gesehen hatte, floh er ins Philisterland nach Gath zu seinen Todfeinden, die er mit verschlagener List über seine geheimsten Absichten täuschte, da diese auf die Verbindung Judas mit den halbnomadischen Nachbarstämmen schon damals hinausliefen (1. Sam. 27).

Wir stehen hier zum Schluß vor der unbeantworteten Frage, wo Gath lag. Während die vier anderen Vororte Gaza, Askalon, Asdod und Ekron topographisch bekannt sind, ist gerade bei Gath die Spur verweht. Jedenfalls lag die Stadt nicht an der Küste, sondern am Gebirge nach Juda zu; denn sie kommt als Schauplatz der Kämpfe zwischen Judäern und Philistern vor (2. Sam. 21, 20), und Hasael von Damaskus erkämpft sich mit ihrer Eroberung den Zugang nach Jerusalem (2. K. 12, 17). Also wird Gath eine wichtige Straße dorthin beherrscht haben. Gerade dann erklärt sich auch ihre Bedeutung zu Davids

Zeit. An der Pforte des Landes Juda gelegen, mußte sie einen empfindlichen Druck ausüben. Mit der Vernichtung der Mauern durch Ussia (2. Chron. 26, 6) entschwindet Gath aus der Geschichte. Bei Amos, um die Mitte des achten Jahrhunderts, wird die Katastrophe vorausgesetzt. Denn hier findet sich Gath nicht mehr unter den Philisterstädten (Am. 1, 7f.), und in einem vielleicht späteren Zusatz erscheint Gath als zerstört (Am. 6, 2). Micha kennt den Namen noch in einer proverbiellen Redensart (Mi. 1, 10, vgl. 2. Sam. 1, 20) und in dem Namen Moreseth Gath (1, 14).

Nun scheinen mir die meisten Gründe dafür zu sprechen, Gath in der Gegend von bēt dschibrīn zu suchen. Clermont Ganneau hat die Identität beider Orte neuerdings wieder vertreten.[1] Nachdem bēt dschibrīn durch Robinson als das römische Eleutheropolis wiedererkannt ist,[2] wissen wir, daß dieser Punkt in der Kaiserzeit eine große Bedeutung hatte. Von Eleutheropolis aus entspinnt sich nach allen Seiten ein Netz von Römerstraßen. Der Ort bildet wie kein zweiter die Vermittlung zwischen dem judäischen Gebirge und der Philisterebene. Es läßt sich demnach wohl denken, daß sich hier die Vormacht des philistäischen Städtebundes zu Davids Zeit entwickeln konnte; und hier hätte Hasael eine feste Basis für einen Zug gegen Juda gehabt.

Daß Gath und bēt dschibrīn in derselben Gegend zu suchen sind, dafür spricht auch, daß die Ortschaft Maresa zu beiden Punkten nachbarlich steht Gath und Maresa wurden von Rehabeam befestigt (2 Chr. 11, 8); ja. Micha kennt eine Ortschaft des Namens Moreseth Gath d. i. das Maresa von Gath (Mi. 1, 14).[3] Da diese neben Maresa erscheint (Mi. 1, 15), so ist sie wohl nicht identisch damit; wohl aber kann sie einen Vorort von Maresa bezeichnen, der räumlich dem alten Gath besonders nahe lag, wenn nicht identisch damit war. Daß schließlich bēt dschibrīn und Maresa gleichfalls benachbart sind, scheint daraus hervorzugehen, daß mit dem Untergange von Maresa bēt dschibrīn emporkommt. Judas der Makkabäer zerstört Maresa auf dem Wege von Hebron nach Asdod (Jos. Antt. XII 8, 6). Gabinius baut es wieder auf (Antt. XIV 5, 3, XIII 9), die Parther zerstören es wieder; und seitdem begegnet nicht mehr Maresa, sondern bēt dschibrīn in der Gegend. Die beiden Orte scheinen also Rivalen zu sein. Nun ist die Lage von Maresa nach einer

[1] Clermont Ganneau, Archeological Researches II, S. 275ff.

[2] Robinson, a. a. O. II, S. 661 ff.

[3] Die Schreibung Jos. 15, 44 legt nahe, an eine Grundform mar'ischa[t] zu denken, aus der bei Platzvertauschung von Aleph und Resch ein märisch[a]t = mōrischt wurde. mōraschtī (Mi. 1, 1) ist dazu das nomen relativum.

1902 gefundenen Grabinschrift sicher mit der von tell sandaḥanna, ca. 2 Kilometer südlich von bēt dschibrīn, westlich über der Straße gelegen, als identisch zu betrachten. Also wie bēt dschibrīn wird auch Gath in der Nähe von tell sandaḥanna zu suchen sein; und dann ist eben am einfachsten, Gath und bēt dschibrīn für identisch anzusehen.

Daß Gath mit tell eṣ-ṣāfi gleich sei, dem Blanchegarde der Kreuzfahrer, wofür namentlich die Engländer eintreten, ist darum unwahrscheinlich, weil tell eṣ-ṣāfi, nach den Ausgrabungen zu schließen, von den altisraelitischen Tagen bis in die Seleucidenzeit keine Unterbrechung seiner Baugeschichte erlebt hat. Von Gath aber muß angenommen werden, daß es gerade zu Amos' und Michas Tagen zerstört war, wodurch Maresa in die Höhe kam. Als dieses sank, erscheint mit einem Male das alte Gath wieder als bēt dschibrīn.

II.

Die Zeit von der Erhebung Davids zum Könige von Juda bis zur Einnahme Jerusalems mit den Philisterschlachten ist die herrlichste Zeit seines Lebens. Den Befreiungskampf, in dem Saul untergegangen war, führte David mit einer Klarheit des Geistes und Kraft des Willens zu Ende, die ihn allein schon den großen Menschen des Altertums beigesellen. Jerusalem aber ist der Schlußstein in seinem Lebenswerke und das wuchtigste Denkmal seiner Größe. Mitten zwischen Juda und Josef gelegen, zwischen Südstamm und Nordstämmen auf kanaanäischem, also neutralem Gebiet, schloß die neue Hauptstadt als Mittelpunkt einer politischen Nation die Interessen des Südens und Nordens zusammen und gab der nationalen Erhebung Kraft und Wucht, die zur nationalen Freiheit führte.

Jerusalems Name wird schon 400 Jahre vor David genannt; es war eine kanaanäische Königsstadt. Seitdem scheint das Königtum verschwunden gewesen zu sein; doch die Kanaaniter waren noch immer die Herren. Die Stadt war eine starke natürliche und künstliche Festung mit einer Mauerkrone und einer Burg, die Zion hieß, auf der Felsenkuppe. Man hat über die Lage des ältesten Jerusalem lebhaft gestritten, wobei auf der einen Seite die Lage von Zion, auf der andern die der makkabäisch-syrischen Akra eine Rolle gespielt hat. Und wenigstens zwei Ansichten stehen sich noch immer gegenüber, von denen die ältere auf Grund der altchristlichen Tradition die Südweststadt, die jüngere die Südoststadt als den Stadtkern betrachtet.

Die Südweststadt ist höher und breiter; sie wird im Westen und Süden vom w. er-rabābe begrenzt, im Norden und Osten durch

eine Talsenkung, die sich vom heutigen Jaffatore zuerst nach Osten zieht und dann südwärts umbiegt, um den Westhügel vom Osthügel zu trennen. In dieser südlichen Richtung hieß die Talsenkung zu Josephus Zeiten Käsemachertal, was wahrscheinlich eine mißverstandene Übersetzung von gē hā-aschpōt d. i. Misttal ist. Denn Nehemia kennt in dieser Gegend ein Misttor (Neh. 2, 13; 3, 13f.; 12, 31).

Die Südoststadt ist niedriger und schmaler und ist westlich jetzt sanft, früher schroffer gegen das Käsemachertal geneigt, östlich vom w. sitti marjam begrenzt und nach Süden zum Taltreffpunkt von w. er-rabābe und w. sitti mirjam abfallend. Nördlich steht sie in ununterbrochenem Zusammenhang mit dem heutigen ḥaram, dem Tempelplatz des großen Herodes. Einst aber scheint der Südosthügel durch eine schmale Talsenkung vom Tempelplatze getrennt gewesen zu sein und mit einer Nordkuppe den Tempelplatz überblickt zu haben. Die Makkabäer ließen die Kuppe applanieren und die Talsenkung mit dem Schutt ausfüllen, angeblich, weil der Tempelplatz nicht überragt werden sollte.

In Wirklichkeit wird man nun den Südosthügel von Jerusalem als ältesten Burgfried anzusehen haben. Denn der Name Davidsstadt, den die alte Burg Zion empfing (2. Sam. 5, 9), haftet durchaus an ihm. Und auch topographisch erfüllt er im Grunde die Bedingungen einer kanaanäischen Festung viel besser als der zwar höhere, aber zu umfangreiche und durch die breite Nordlinie zu schwache Südwesthügel.

Gerade die jüngsten Ausgrabungen haben gezeigt, wie klein altkanaanäische Stadtanlagen sind; im Verhältnis zu ihnen ist der Südosthügel reichlich groß für eine alte Burgstadt.[1] Dafür bot er die größten Vorteile für eine Festung. Auf drei Seiten ist er noch heute von Tälern begrenzt, von denen das w. sitti mirjam ursprünglich viel steiler gegen den Kidron abfiel und das Käsemachertal sich vor der Ablagerung des vielhundertjährigen Schuttes und Unrats viel tiefer senkte. Ursprünglich war er, ob natürlich oder künstlich, auch gegen Norden durch eine Senkung abgetrennt, hinter der sich wahrscheinlich die vielleicht Ophel genannte Kuppe befand, auf der wir die alte Festung Zion vermuten dürfen.

So war der älteste Burghügel ringsum freigelegen. Er war mit starken Mauern umgeben, sodaß man David höhnen konnte, die Blinden und Lahmen der Stadt würden ihn zurücktreiben können. Zu dieser starken Lage kam der Besitz der einzigen Quelle der näheren Umgegend, der heutigen Treppenquelle, unter der östlichen Stadtmauer, die sicherlich mit

[1] Vgl. Vincent, Canaan, S. 27, A. 3. Die Oberfläche des Südosthügels beträgt ca. 4,5 ha, die von tell el-mutesellim ca. 5 ha, die von Geser ca. 9 ha.

der Quelle Gihon identisch ist, bei der Salomo zum Könige ausgerufen wurde (1. K. 1, 33. 38. 45).[1]

Wahrscheinlich hat man schon in kanaanäischer Zeit Anstrengungen gemacht, das Wasser dieser außerhalb der Stadtmauer gelegenen Quelle ins Innere der Stadt zu leiten, wie später Hiskia den Siloakanal von ihr aus durch den Südosthügel ins Käsemachertal leitete, das damals in die Mauerlinie eingeschlossen war (2. Chr. 32, 30). Warren hat einen unterirdischen Kanal entdeckt, der von der Treppenquelle aus zuerst westlich in den Berg hineingetrieben wurde, wo er von oben her durch einen vertikalen Schacht erreichbar gemacht ist. Die obere Mündung dieses Schachtes lag nahe dem alten Stadtareal, durch sie konnte man Wasser aus der Quelle bekommen. Wenn man bedenkt, daß sich ein ähnlicher Schacht auch im alten Stadtberge von Gibeon findet, der gleichfalls eine Quelle vom Stadtinnern aus erschließen sollte, und wenn man die mächtige Tunnelanlage von Geser in Betracht zieht, die unter der Südlinie der Stadt hin zu einer verschütteten Quelle führt und 1907 von Macalister wiedergefunden ist, dann darf man wohl fragen, ob nicht auch der Warrensche Kanal schon aus kanaanäischer Zeit stammt, wie es bei der Tunnelanlage von Geser außer Zweifel steht.

Wir wüßten gern, wie David die Eroberung dieser Festung vollbrachte, aber leider hören wir gerade darüber fast nichts. Im Gang der Begebenheiten erscheint sie wie ein rascher, plötzlicher Schlag; doch scheint Jesaia von einer längeren Belagerung zu wissen, wenn er David hier Kriegslager schlagen läßt (Jes. 29, 1. 3). Jedenfalls lag diesem alles daran, gerade diese Stadt in seine Gewalt zu bekommen, während er sich gegen andere Kanaanäerstädte sehr tolerant zeigte; er muß also die außerordentliche Bedeutung Jerusalems sofort erkannt haben. Die eroberte Burg Zion nannte er nach seinem Namen Davidsstadt; die Mauern baute er, wo sie zerstört waren, wieder auf „diesseit", d. i. südlich „des Millo" (2. Sam. 5, 9). Das Millo scheint ein Turm oder eine Bastion zu sein, die wir uns wohl im Nordwesten der alten Davidsstadt zu denken haben, und scheint die Südoststadt von der Südweststadt zu trennen. Es verdankt seine eigne Entstehung oder Wiederaufrichtung nicht David, sondern Salomo (1. K. 9, 15. 24). Wir haben also anzunehmen, daß die Mauer Davids noch keinen Teil der westlichen Stadt einringte. Vielmehr hat erst Salomo zu ihr noch die „Mauer Jerusalems" hinzu-

---

[1] Nahe dem Treffpunkt von w. sitti mirjam und w. er-rabābe liegt der Hiobsbrunnen, bīr ejjūb, in dem man die Quelle Rogel (2. Sam. 17, 17, 1. K. 1, 9) sehen darf. Daß der Brunnen mit reichlichem Grundwasser „Quelle" genannt wird, ist nicht auffallend.

gebaut (1. K. 9, 15), wobei wir im Unterschied von dem alten Burgfried im Südosten unter Jerusalem die auf dem Südwesthügel sich allmählich bildende Stadt zu verstehen haben. Wir dürfen daraus auf eine starke Vergrößerung des Stadtgebietes seit der davidischen Eroberung schließen.

Mit der Eroberung Jerusalems bahnte sich eine ganz neue Entwicklung der Stadt an. Bisher Haupt eines Gaues, wurde sie nun zum Mittelpunkte der Königsherrschaft, wohin die Stämme kamen, um sich Recht zu holen (2. Sam. 15, 1 ff.). Und mit dieser erhöhten Bedeutung für das nationale Leben hängt wohl zusammen, daß sie sich über die alten Mauergrenzen des Südosthügels auszudehnen begann und sich auch auf dem westlichen Hügel ausbreitete. Er war der Entfaltung eines Marktes günstiger als die alte Festung, und so beginnt neben dem strategischen ein kommerzieller Mittelpunkt in Jerusalem zu entstehen, der zu den alten Märkten von Hebron und Sichem hinzutritt.

Die Kanaanäer Jerusalems scheint David glimpflich behandelt zu haben. Wir wissen, daß er einem von ihnen, dem Jebusiter Aravna, seine Tenne regelrecht abkaufte (2. Sam. 24, 24), als er den mächtigen Felsblock, über dem sich heute der Felsendom der Muhammedaner erhebt, zum Altarsockel ausersah, wo hinfort die königlichen Opfer gebracht wurden. Er selbst ging freilich lieber auf die einsame Kuppe des Ölbergs, wo seine Seele zu beten pflegte (2. Sam. 15, 32). Es ist dieselbe Kuppe, auf der sich heute u. a. die Himmelfahrtskapelle erhebt.

Wann David Jerusalem einnahm, ist leider wiederum unsicher. Nach dem jetzigen Zusammenhang des Textes, der allerdings die Spuren gemischter Quellen verrät, geschah es nach seiner Erhebung zum Könige über ganz Israel und vor den entscheidenden Philisterschlachten (2. Sam. 5). Wir haben kein sicheres Mittel, diese Folge zu beweisen oder umgekehrt zu bezweifeln und halten sie darum doch am liebsten fest. Dann will es scheinen, als hätte die Erhebung schnell zum Besitz Jerusalems geführt und als sei nun der Kampf gegen die Philister losgebrochen. Leider sind wir aber vom Gang des Kampfes sehr schlecht unterrichtet. Anfangs scheint David in Adullam eine feste Stellung bezogen zu haben, von wo er die Zugänge aus der Philisterebene ins Gebirge beobachten konnte (2. Sam. 23, 13 ff.). Die Streiche bei Gob (2. Sam. 21, 18 f.), bei Gath (21, 20), bei Efes Dammim (1. Chr. 11, 13), bei Lehi (2. Sam. 23, 11, vgl. Jud. 15, 9) führen nach den Gebirgseingängen des w. dschudēde, w. es-samṭ und w. eṣ-ṣarār, so wenig sicher die einzelnen Punkte sein mögen.

Die Philister mußten aber, um eine Entscheidung herbeizuführen, im Hochland festen Fuß fassen und zugleich eine freie Fläche für die Entfaltung ihrer schweren Waffen zu gewinnen suchen. So finden wir einen ihrer Posten bei Bethlehem (2. Sam. 23, 14), neben dem gewiß andere standen. Den Kampf suchten sie in der Ebene Rephaim auszutragen (2. Sam. 23, 13; 5, 17. 22). Da diese südlich von Jerusalem gelegen war (Jos. 15, 8; 18, 16) und auch nicht weit von Bethlehem lag (2. Sam. 23, 13f.), außerdem fruchtbar gewesen sein muß (Jes. 17, 5), so wird sie unter der schönen, breiten, von Nord nach Süd gestreckten bak'a zu verstehen sein, die sich zwischen Jerusalem und dem Eliaskloster vom Rückgrat des judäischen Gebirges westlich ausdehnt. Sie war von der philistäischen Ebene her durch das w. es-samṭ über bēt neṭṭīf und bittīr aus zu erreichen.

Hier packte David die Feinde am Berge Perazim (2. Sam. 5, 20), ohne daß wir sagen können, ob er von Adullam oder von Jerusalem aus ihnen entgegenzog. Der Berg (Jes. 28, 21), der einst einem Baal heilig war, muß irgendwo am Rande der Ebene Rephaim liegen. An der Höhe auf der Nordseite, unmittelbar westlich über Jerusalem, scheint der Name Perazim nicht zu haften, da ihn das Josuabuch hier nicht kennt (Jos. 15, 8; 18, 16). Wahrscheinlich ist er in dem Bergrücken oberhalb des Eliasklosters, fünf Kilometer südlich von Jerusalem, zu suchen, der Jerusalem und Bethlehem gegeneinander verdeckt. Dann hätte David von Süden angegriffen. Der Erfolg war ein glänzender Sieg, der noch in Jesaias Heldenseele nachklang (Jes. 28, 21). Eine zweite Hauptschlacht erfolgte bei Gibeon (Jes. 28, 21; 1. Chr. 14, 19, vgl. 2. Sam. 5, 25). David griff jetzt die Philister nicht wie das erste Mal in der Ebene Rephaim an, sondern lockte sie augenscheinlich aus dieser nordwärts, indem er sich anfangs vor ihnen zurückzog und sie dann zu umgehen wußte.[1] Während er bei einem heiligen Hain, den Baka-Bäumen, die wir uns in der Gegend von Gibeon denken müssen, eine verdeckte Stellung nahm, scheinen sich die Philister in der Ebene von Gibeon ausgebreitet zu haben. Beim Rauschen der Baumkronen, in dem David das Angriffssignal Gottes vernahm, brach David los, schlug den Feind bei Gibeon (Jes. 28, 21) und trieb ihn westwärts auf der alten Karawanenstraße bis nach Geser hin, der starken kanaanäischen Festung am Rande des judäischen Gebirges

[1] Der Text scheint weder bei MT noch bei LXX ursprünglich. Der ursprüngliche Gegensatz muß entweder sein: Nicht von vorn, sondern von hinten (Wellhausen), oder: Nicht zieh ihnen entgegen, sondern zieh dich vor ihnen zurück (LXX). Jedenfalls ist hinter lō ta'lē mit LXX likrātām einzufügen (2. Sam. 5, 23). — 2. Sam. 5, 25 ist gib'ōn zu lesen nach 1. Chr. 14, 19, Jes. 28, 21.

(1. Chr. 14, 19, vgl. 2. Sam. 5, 25). Von da an scheint die Angriffsmacht der Philister gebrochen zu sein; David diktierte ihnen den Frieden. Gath scheint seinen König behalten zu haben (1. K. 2, 39 ff.), ob als Vasallen Davids (vgl. 1. Chr. 18, 1), läßt sich beim Zustand des Textes im Samuelsbuch (2. Sam. 8, 1) nicht bestimmt sagen.

Mit Jerusalem war zum ersten Male eine kanaanäische Festungsstadt erobert, während die kanaanäischen Nachbarorte, deren mächtigster Gibeon war, und die Städte der Jesreelebene unter David noch frei blieben. Es war ein großer Gewinn, daß gerade eine Stadt der Urbewohner zum Mittelpunkte des Reichs gemacht wurde. Denn im Städtebauen waren die Kanaanäer Meister, wie gerade in neuester Zeit die Ausgrabungen in Megiddo, in Taanach, in Geser und in Jericho lehren. Im Unterschiede von den altisraelitischen Burgen, Dörfern und Märkten zeigen diese Städte einen gemeinsamen Typus. Sämtlich hoch gelegen, in der Nähe einer Quelle, zeigen sie zu diesen natürlichen Vorzügen die Kunst der Befestigung. Ihre Mauern vermochten die Israeliten meist nicht zu brechen, und darauf beruhte die Stärke dieser Stadtgebiete. Dazu kam, daß sich durch sie das älteste Straßennetz Palästinas mit bestimmte, indem die Kanaanäerstädte die alten natürlichen Verkehrswege besetzt hielten.

So waren die Israeliten durch ihre alten Feinde allenthalben an einer selbständigen städtischen und kommerziellen Entwicklung gehindert. Hier hat erst David Wandel geschaffen, indem er Jerusalem besetzte und nun zeigte, wo und wie man feste Städte anlegt. Mit dem hochwichtigen strategischen Punkte gewann er zugleich den Zusammenhang mit dem alten Straßensystem; denn von Jerusalem aus bestanden alte Verbindungen mit dem Süden, Osten, Westen und Norden. Hebron, Jericho, Kirjath Jearim, Gibeon mit seinem Straßennetz, Sichem waren von hier aus leicht zu erreichen. Diese alten Verkehrsadern wurden nun den Israeliten erschlossen, und bald verloren die kanaanäischen Städte ihre Sonderstellung und ihre Selbständigkeit. Das bahnte sich schon unter David an, unter Salomo vollendete sich die Verschmelzung.

III.

Mit Jerusalem betreten wir den nördlichen Schauplatz der Geschichte Davids. Hier übernahm er das Erbe Sauls und dehnte seine Macht aus bis nach Abel Beth Maacha (2. Sam. 20, 14 f.) und Dan in die Gegend der Jordanquellen (2. Sam. 17, 11; 24, 2. 15).[1] Auch das

[1] Abel ist ibl nahe dem westlichsten Quellfluß des Jordan, nahr barēṛīṯ; Dan ist tell el-ḳāḍi am Quellgebiet des nahr leddān, östlich von ibl gelegen. Vgl. Buhl, Geographie des alten Palästina, S. 237 f.

Ostjordanland, das am treusten am Hause der Sauliden hing, gewann er durch Klugheit und durch die Folgerichtigkeit der Ereignisse. Doch ist verhältnismäßig wenig von den nördlichen und östlichen Gegenden die Rede. Im Westen hören wir Genaueres nur über die Umgebung Jerusalems, im Osten hat Mahanaim und seine Umgebung eine Zeitlang Bedeutung in Davids Geschichte gehabt. David sprach nicht wie Karl der Große dem Volke Recht auf eigenen Landreisen, sondern blieb hauptsächlich in Jerusalem, und Israel kam zu ihm und empfing dort den Rechtsspruch (2. Sam. 14, 1ff.; 15, 1ff.).

Jerusalem war im Nordwesten von einem förmlichen Gürtel von Kanaanäerstädten umgeben, die uns zum Teil zu Davids Zeit noch begegnen. Bei weitem die wichtigste dieser Städte war noch zu Davids Zeit Gibeon, das heutige ed-dschīb. Schon zu Josuas Zeit hatte es eine Vormachtstellung unter den benachbarten Orten eingenommen, und dazu verhalf ihm außer seiner Festigkeit die Lage inmitten eines wichtigen Straßennetzes. Man gelangt dahin von Jerusalem über schaʿfāṭ, jenseits dessen sich der Weg von der heutigen Nablus-Straße nordwestlich abzweigt. Auch nordwärts muß über Gibeon eine alte Heerstraße weitergeführt haben, auf der Joab den Aufrührer Seba verfolgte (2. Sam. 20, 7). Sie lief wohl auf rāmallāh zu und erreichte später die Hauptstraße nach Sichem und in den Norden. Nach Osten zu steht Gibeon durch Wege mit er-rām, dem alten Rama, und mit tell el-fūl, dem vermutlichen Gibea Sauls, in Verbindung. Nach Westen endlich führen von Gibeon zwei wichtige Straßen in die philistäische Ebene, die anfangs nahezu parallel laufen. Die nördlichere geht über bēt ʿūr, das alte Bethoron, und hier trieb schon Josua seine Feinde hinab (Jos. 10, 10). Die südlichere ist dieselbe, auf der David die geschlagenen Philister bis Geser hin jagte (1. Chr. 14, 19). Außerdem zeigt die Römerstraße, die von Gibeon südwestlich über Biddu nach ḳarjet el-ʿineb, dem alten Kirjath Jearim, läuft und dort in die Jaffastraße einmündet, daß auch diese beiden altkanaanäischen Freistädte für einander leicht zu erreichen waren. Nach allen Seiten hatte also Gibeon gute Verbindungen und tritt als wichtige Macht schon unter Josua hervor, wo sie sich im Verein mit Beeroth, Kefira und Kirjath Jearim durch einen Vertrag den Frieden und die Freiheit sicherte.

Gibeon erhebt sich aus einer breiten Ebene in schöner Lage über seine Umgebung. Ein zweigipfliger Höhenrücken steigt in südnördlicher Axe aus der Ebene auf und gewährt einen schönen Rundblick nach Osten, Norden und talwärts nach Westen. Das heutige Dorf nimmt den Nordgipfel ein; die alte Stadt hat aber ziemlich sicher den Südgipfel ge-

krönt. Denn unter ihm liegt östlich die starke Quelle, der Schatz der Stadt. Sie war durch einen unterirdischen Zugang von der Höhe aus zu erreichen, also auch im Belagerungsfalle zugänglich. Sie speiste wohl auch die östlich gelegene Teichanlage. Nordöstlich vom Ort liegt am Wege ein gewaltiger Stein von 3,80 Meter Länge, 1,12 Meter Breite und 1,20 Meter Höhe über einem anderen verwitterten Stein von weicherer Masse, worauf Prof. Dalman aufmerksam machte. Südlich über ed-dschīb steigt der Berg mit dem Heiligtum en-nebi samwīl auf, von dem man die ganze Lage der Ortschaft in ihrem Zusammenhang mit der weiteren Gegend überschaut.

Gibeon spielt auch in Davids Geschichte eine ziemlich große Rolle. Die Stadt war durch einen alten Vertrag von der israelitischen Herrschaft befreit, also rein kanaanäisch (Jos. 9). Saul hatte aber in ihre alten Rechte eingegriffen und war blutig gegen sie eingeschritten. Infolgedessen lag der Fluch einer dreijährigen Hungersnot über Israel, der von David durch Preisgabe von sieben Sauliden an die Gibeoniten gelöst wurde, die auf dem heiligen Berge aufgehängt wurden (2. Sam. 21, 1—14). Es ist sehr wohl möglich, daß wir den heiligen Berg von Gibeon im nebi samwīl zu suchen haben, wenn wir nicht an die Bergkuppe denken wollen, die die heutige Ortschaft trägt. Der große Stein von Gibeon war der Zeuge der grausen Ermordung Amasas durch Joab (2 Sam. 20, 8 ff.). Dort lag, dicht an der Heerstraße, der Getroffene in seinem Blute, bis einer den Leichnam beiseite schleppte, um ihn den Augen der Vorüberziehenden zu verbergen. Ein Teich von Gibeon endlich kommt in den Kämpfen zwischen Davids Feldherrn Joab und Ischbaals Feldherrn Abner vor (2. Sam. 2). Denn hier entspann sich eine Schlacht, in der Joabs Bruder Asael von Abner getötet wurde (2. Sam. 2, 23).

Die Schlacht muß von Gibeon ostwärts gewogt sein; denn die Fluchtlinie der Israeliten endet im ṛōr. Leider können wir Gibeath Amma, wo sich Abner und Joab schieden (2. Sam. 2, 24), nicht mehr identifizieren, da sich in den Text über die nähere Ortsbestimmung Fehler eingeschlichen haben. Der Ort steht in irgend einem Verhältnis zu einem Wüsten- oder Steppenwege, hat also jedenfalls daran gelegen. Jetzt wird die betreffende Wüste oder Steppe als die von Gibeon bezeichnet. Aber bei Gibeon findet sich nicht eigentlich Wüste oder Steppe. Man fragt sich daher, ob für Gibeon nicht Geba oder Gibea zu lesen ist, worauf die Septuaginta Lagardes hinzudeuten scheint.[1] Die Wüste von Geba oder die von Gibea wäre ein klarer Begriff, der nach dem Ostabhang des Gebirges hinführte.

[1] LXX Lag. hat του βουνου = ha-gibʿā für gibʿōn.

Neben Gibeon wird von den Kanaanäerstädten auch **Kirjath Jearim** (vgl. Jos. 9, 17) oder Kirjath Baala (Jos. 18, 14; 15, 60) oder Baala (Jos. 15. 9 f.) in Davids Geschichte genannt. Hier hatte die heilige Lade geraume Zeit gestanden (1. Sam. 7, 1), bis sie von David im feierlichen Zuge nach Jerusalem eingeholt wurde (2. Sam. 6, 1 ff.). Während sie das eine Mal nach dem nahe gelegenen Waldbestande genannt ist, scheint der Name Baala auf die Verehrung der kanaanäischen dea paredros hinzudeuten, also der Astarte. Die Stadt lag an der Grenze zwischen Juda und Benjamin (Jos. 15, 8f.; 18, 14), wurde aber in alter Zeit zu Juda (2. Sam. 6, 2, Jos. 18, 14) und erst von der Priesterschrift zu Benjamin gerechnet (Jos. 18, 28). Man darf die Lage im Dorfe ḳarjet el-ʿineb suchen, das sich 2½ Stunden westnordwestlich von Jerusalem links, also südlich an der Jaffastraße an einem Hügel emporzieht und demnach nicht nur, wie oben gezeigt, mit Gibeon, sondern auch mit Jerusalem sehr gut verbunden ist. Die alte Grenze scheint also an dieser Stelle auf der heutigen Straßenlinie gelaufen zu sein.

Unten am Hügel entspringt eine starke Quelle, über der eine Kreuzfahrerkirche erbaut ist. Reste alter Waldbestände mit Eichen und Kiefern finden sich in dieser Gegend noch heute, und eine Höhe in unmittelbarer Nachbarschaft des heutigen Dorfhügels trägt noch spärliche Spuren einer Kapelle, mag also einen alten heiligen Punkt bezeichnen (vgl. 1. Sam. 7, 1). Daß der gegenwärtige Name ḳarjet el-ʿineb, Weintraubendorf, den Ort nach dem Wein und nicht nach dem Wald benennt, ist kein Grund, seine Identität mit Kirjath Jearim zu bezweifeln. Es scheint gerade das Schicksal dieser Ortschaft zu sein, möglichst viele Namen zu haben. Vielleicht wurde der älteste Name Baala absichtlich wegen seines heidnischen Klanges zurückgestellt und durch andere ersetzt.

Das kanaanäische Dreieck Jerusalem, Gibeon, Kirjath Jearim, in dessen Zusammenhang auch Kefira, jetzt kefīre, gehört (Jos. 9, 17), dessen Ruinenhügel nicht weit vom Wege von Gibeon nach Kirjath Jearim liegt,[1] bildete noch zu Davids Zeit einen Komplex für sich. Dagegen führt uns die Straße von Jerusalem nach Sichem an einigen althebräischen Ansiedlungen im alten Benjamin vorüber, die uns aus Davids Jugendgeschichte vertraut sind. Benjamin hatte im achten Jahrhundert (Jos. 18, 11 ff.) ein schmales, langgestrecktes Gebiet mit westöstlicher Axe inne, das westlich von Kirjath Jearim, östlich von Jericho begrenzt wird. Die Südgrenze ging von Kirjath Jearim über Jerusalem

---

[1] Die Lage von Beeroth, einer weiteren Freistadt (2. Sam. 4, 2), wird von Robinson mit el-bīre auf der Paßhöhe südwestlich von bētīn gleichgesetzt; von andern aber ist diese Gleichung bestritten.

auf der alten Straße nach Jericho. Die Nordgrenze hat geschwankt. Im achten Jahrhundert schnitt sie die nāblūs-Straße etwa bei el-bīre und lief unmittelbar südlich an Bethel vorbei. In ältester Zeit aber, und noch bis auf Asas Zeit (1. K. 15, 22), lag der Schnittpunkt mit der nāblūs-Straße bei er-rām, da mag sie zwischen muchmās und dscheba' ins w. eṣ-ṣuwēniṭ und w. el-ḳelt eingemündet sein.

An der Hauptstraße von Jerusalem nach Sichem lagen nun die ältesten benjaminitischen Siedelungen Nob, Gibea Sauls, Rama. Sie lassen sich am besten in umgekehrter Reihenfolge, von Norden nach Süden zu, bestimmen. Ramas Name, wo das Grab Rahels gezeigt wurde (1. Sam. 10, 2; 1. M. 35, 16—20), ist in er-rām erhalten, einem Dorfe, das sich östlich an der Straße, zwei Stunden nördlich von Jerusalem, erhebt. In der Nähe muß Gibea, die Heimat Sauls, unbedingt gelegen haben (Jes. 10, 29, Hos. 5, 8, Ri. 19, 13), und zwar gleichfalls an der nāblūs-Straße (Ri. 19, 13). Der Name ist jetzt verloren, aber der Punkt ist wahrscheinlich mit tell el-fūl bezeichnet. Dieser Hügel grüßt den Hügel von er-rām von Süden her, und wenn Josephus den Namen Gibea Sauls an der Heerstraße ca. 30 Kilometer nördlich von Jerusalem noch kennt (Jos., Bell. V 2, 1), so weist diese Angabe eben in die Gegend südlich von er-rām und auf tell el-fūl hin.

Von dieser Höhe hat man einen weiten Rundblick ins benjaminitische Land nach allen Himmelsrichtungen; sie war also als Königssitz für Saul wohl geeignet. Ein Kreuzfahrerturm ist noch heute vorhanden, alte Mauern fehlen aber. Und mit einer kanaanäischen Stadt ist eine altisraelitische Burg nicht zu vergleichen. Sorglos auf der Höhe als natürlicher Schutzwehr, nicht eingerichtet auf eine lange Belagerung, ohne Rücksicht auf eine Quelle oder ein natürliches Straßennetz, die umgebende Ortschaft talwärts steigend, ähnelt sie mehr einem mittelalterlichen Burgdorf, als einer kanaanäischen Festung. Hier saß König Saul vor seinem Hause unter dem Granatbaum und sprach Recht; hier lebte auch David als sein Trabant, bis er zur Flucht genötigt wurde.

Auf seiner Flucht kam David über die Priesterstadt Nob (1. Sam. 21, 1 ff.), an deren Priesterschaft Saul sich wegen der Gastfreundschaft gegen den Flüchtling furchtbar rächte (1. Sam. 22). Da David nach Judäa hinstrebt, wird Nob südlich von Gibea gelegen sein. Da Jesaia den Ort als letzte Station des assyrischen Angriffsmarsches auf Jerusalem erwähnt, von wo aus der Assyrer seine Hand gegen Jahves Stadt schwingt (Jes. 10, 32), muß Nob nördlich von Jerusalem liegen. Man wird also an den Umkreis von scha'fāṭ auf der nördlichen Höhe gegenüber Jerusalem denken müssen, wo später auch Titus seinen Beobachtungs-

posten nahm. Unsicher ist, ob man Nob in ch. eṣ-ṣōmaʿ bei schaʿfāṭ finden soll, wo jetzt ein alter Kreuzfahrerturm steht, oder südlicher auf dem Höhenzuge gegenüber Jerusalem, etwa bei rās el-maschārif. Von beiden Punkten hat man eine umfassende Aussicht auf die Hauptstadt. Auffallend ist ja, daß Gibea und Nob auf diese Weise in so große Nähe gestellt werden, David also kaum eine halbe Stunde nach seiner Flucht sich beim Priester birgt. Doch wußte er die Häscher auf den Fersen und glaubte, der Priester sei selbst im Fall einer Entdeckung sakrosankt für Saul; er kannte den Verfolgungswahnsinn des Königs noch nicht genug. Das Nob Davids vom Nob Jesaias zu unterscheiden und etwa mit Hieronymus an die Nähe von Lydda zu denken, scheint mir ganz willkürlich; denn über Lydda führte die Flucht nach Judäa sicherlich nicht.

Östlich von schaʿfāṭ finden wir eine Stunde von Jerusalem in dem Dorfe ʿanāta das alte Anathoth, wo Abjathar, der überbliebene Priester aus Elis Geschlecht, nach seiner Verbannung durch Salomo sein Landgut bestellte (1. K. 2, 26), vielleicht ein Ahnherr des letzten und edelsten Benjaminiten, Jeremias von Anathoth.

Für den Verkehr nach dem Osten war von Jerusalem aus Jericho bei weitem der wichtigste Durchgangspunkt. Diese beiden Städte waren seit alters durch eine Straße verbunden, die sich wahrscheinlich ganz mit der vom Josuabuch angegebenen Nordgrenze Judas östlich der Hauptstadt deckt und deren Hauptpunkte wir also oben genannt haben. Der flüchtige König David ist nach ausdrücklicher Nachricht über den Ölberg nach Jericho geeilt (2. Sam. 16, 5 ff.). Im Tal von buḳeʿdān liegt, dreiviertel Stunden von Jerusalem entfernt, eine Ruine mit Spuren einer alten Ortslage, in der man die Stätte des alten Bahurim suchen darf, der Heimat Simeis, der dem Könige fluchte. Noch der Pilger Antoninus scheint hier Bahurim gekannt zu haben.[1] Auffallend kann scheinen, daß wir zu Davids Zeit ein Jericho treffen, da doch Jericho von Josua verwünscht war (Jos. 6, 26) und erst in Ahabs Zeit von Chiel wieder aufgebaut wurde (1. K. 16, 34). Die alte Kanaanäerstadt an der Sultansquelle, eine halbe Stunde nördlich vom heutigen Dorfe erīḥa, deren gewaltige Mauern jetzt wieder aufgedeckt wurden, ist darum wohl mit dem Jericho Chiels, aber nicht mit dem Jericho Davids identisch. Auch scheinen die Ausgrabungen zu bestätigen, daß wirklich in der Baugeschichte der alten Stadt eine Unterbrechung in altisraelitischer Zeit stattgefunden hat. Dagegen scheint die Natur der Lage nahe einer wichtigen Jordanfurt es mit sich gebracht zu haben, daß sich nahe dem

[1] Itinera Hierosolymitana ed. Molinier I, S. 100.

alten, aber etwas abseits ein Neujericho bildete. Dies mag den Beinamen der Palmenstadt getragen haben (5. M. 34, 3; Ri. 1, 16; 3, 13). Daß dieser Ort an Stelle des heutigen Dorfes lag, wo doch wahrscheinlich auch das neutestamentliche Jericho sich befand, darf man angesichts der günstigen Lage am Ausgange der alten Straße durch das w. el-ḳelt für wahrscheinlich halten. Durch unser heutiges Jericho mag demnach David auf der Flucht vor Absalom gekommen sein. Bei Jericho lag noch immer Gilgal, wo man den zurückkehrenden König empfing (2. Sam. 19, 16—21), die altheilige Stätte am Westufer nahe der Jordanfurt. Eusebius kennt den Ort noch eine halbe Stunde östlich vom altkanaanäischen Jericho als den Heiden heilig, wenn auch in Trümmern. Heute soll eine Baumgruppe seine Stätte bezeichnen.

IV.

Das Ostjordanland war zu Davids Zeit eine Hochburg der königlichen Macht. Denn hier waren die Israeliten fortwährend den Einfällen der Ammoniter und Aramäer ausgesetzt und wußten daher die Bedeutung einer starken Hand zu schätzen, die ihre Interessen mit denen des Westjordanlandes verband und zum Schutz eingreifen konnte. Schon Saul hatte sich hier im Ammoniterkriege, seinem ersten Heldenkampfe, hochverdient gemacht, und nach seinem Tode wurde sein Sohn Ischbaal von Abner hierhin geleitet. Er residierte in Mahanaim, das also Hauptstadt des Ostjordanlandes war (1. Sam. 11; 2. Sam. 2, 8. 12). Und als David vor Absalom floh, bot dieselbe Stadt ihm als dem legitimen Könige ihren Schutz. Von hier aus zog das Volk zum Kampfe in den Wald Ephraim (2. Sam. 17, 6) auf die Hochfläche, und hier empfing David die Nachricht vom Tode seines ungeratenen Sohnes und vom Ende des Aufruhrs (18, 29 ff.). Unter Salomo saß hier ein Voigt; Mahanaim war also damals Hauptort einer Provinz. Dann verschwindet es aus der Geschichte und kommt nur als Grenzpunkt gelegentlich vor (Jos. 13, 26).

Die Lage von Mahanaim ist leider unbekannt. Zur ungefähren Bestimmung kommen folgende Daten in Betracht. 1. Jakob berührt auf dem Wege von Rama in Gilead (1. M. 31, 45 ff.) nach Pniel (32, 25 ff.) Mahanaim, wo ihm die Engel begegnen (1. M. 32, 1 f.). 2. Abner erreicht Mahanaim, nachdem er anscheinend aus der Gegend von Jericho zuerst am Westufer des Jordan im ṛōr nordwärts gezogen ist, dann den Fluß überschritten und einen Marsch durch den ganzen bitrōn vollzogen hat (2. Sam. 2, 29). 3. Aus dem Walde Ephraim führen mindestens zwei Wege nach Mahanaim, von denen der längere

eine Zeitlang durchs ṛōr geht (2. Sam. 18, 23). Allzugroß kann indessen der Streckenunterschied nicht gewesen sein, da der Schnellläufer Ahimaas auf dem längeren Wege dem auf dem kürzeren früher aufgebrochenen Läufer zuvor in Mahanaim ankommt. Beide Wege sind vom Torturm der Stadt auf eine weite Strecke zu überblicken. 4. Es scheint, daß die Strecke von Mahanaim nach Lodebar die westöstliche Breite des Gebiets von Gad angibt (Jos. 13, 26).[1]

Aus diesen Angaben scheint hervorzugehen, daß Mahanaim an einem Wadi lag, denn unter dem bitrōn, der „Spalte", haben wir wohl an ein solches zu denken. Es lag nicht am ṛōr, da man aus diesem noch eine Weile durch den bitrōn zu marschiren hat, aber auch nicht zu tief landeinwärts; denn sonst ist der Weg des Ahimaas vom Waldgebirge durchs ṛōr nach der Stadt, wobei er dem Läufer des direkten Weges noch zuvorkommt, rein widersinnig. Außerdem scheint ja auch Mahanaim den Westpunkt des gaditischen Gebiets zu bezeichnen. Da Jakob mit seinen Herden von Norden nach Süden zieht und erst hinter Pniel am Jabbok den ṛōr erreicht, muß Mahanaim an einer Straße liegen, die entweder von Norden oder durch das Wadi hinab von Osten herkommt, bei der Ortschaft aber das Wadi wieder verläßt und auf der Höhe hin südwärts nach dem Jabbok, jetzt nahr zerḳa, führt. Der Wald von Ephraim war von Mahanaim aus nicht sichtbar. Er wird mehrere Stunden weit entfernt davon gelegen haben, da der Lauf des Ahimaas eine Glanzleistung ersten Ranges war, und er muß eine leidliche Ebene für die Entwicklung der Schlacht abgegeben haben.[2] Andererseits scheint an demselben Schlachttage eine Nachricht von dort zur Stadt und wieder zurück gebracht werden zu können (2. Sam. 19, 3). Da nun besonders dichter Waldbestand im ʿadschlūn und hier wieder zwischen w. jābis und w. ʿadschlūn sich findet, so wäre diese Gegend wohl geeignet für den gesuchten Kampfplatz.[3]

Wenn nun Mahanaim an zwei Straßen lag, von denen die eine durch das Tal führte, während die andere auf der Höhe südwärts lief, dann scheint es für das Tal am besten, mit Buhl[4] ans w. ʿadschlūn zu denken. Und dann darf man wenigstens fragen, ob nicht das Dorf kufrendschi an diesem Tal die Gegend von Mahanaim bestimmt, das

---

[1] Vgl. Hölscher ZDPV XXIX, S. 138.

[2] sādē 2. Sam. 17, 6 ist die Hochebene.

[3] Gern würde man mit Ephraim ein Ephron = Γεφρουν zusammenstellen, das Hölscher, a. a. O., S. 142, mit eṭ-ṭaijibe gleichsetzt. Aber dies liegt wohl zu weit nördlich.

[4] Buhl, a. a. O., S. 121.

an einer sehr wichtigen Straße aus dem ṛōr über ʿadschlūn nach dscherasch liegt und auch eine Verbindung auf der Höhe nach dem Jabbok hat. Es steigt zur Linken des Tals an einem Hügel empor.[1]

Etwas sicherer kann man über die Lage von Jabes in Gilead urteilen, der Stadt, die einst von Saul von der Belagerung der Ammoniter befreit wurde und die den Leib des Unglücklichen ehrenvoll bestattete. David suchte sie sich gleich nach seiner Erhebung zum Fürsten von Juda günstig zu stimmen (2. Sam. 2, 5 ff.). Hier hat sich der Name wenigstens im wadi jābis erhalten, das nördlich vom wadi ʿadschlūn aus dem ṛōr ins Gebirge steigt. Und hier wird die Ortslage von chirbet maḳlūb rechts über dem Tal als stark und strategisch bedeutsam bezeichnet. „Es ist die einzige Ortslage im Zentrum des w. jābis und darum vor allen andern berechtigt, für das alte Jabes zu gelten.“[2]

Der endgültige Austrag des Ammoniterkrieges, den Joab in Davids Auftrag führte, weist uns nach der ammonitischen Hauptstadt Rabba (2. Sam. 11, 1 ff.; 12, 26 ff., vgl. 10, 8 ff.). Sie zerfiel in zwei Teile, die Wasserstadt und die Residenzstadt (2. Sam. 12, 26 ff.). Es kann kein Zweifel sein, daß wir den Ort in ʿammān am w. ʿammān, dem Oberlauf des zerḳa, vor uns haben. ʿammān ist an der alten Hauptstraße gelegen, die das ganze Ostjordanland von Norden her über rāme, das alte Ramath in Gilead, und dscherasch, das alte Gerasa, nach dem Süden ins Moabiterland hinein durchzieht. Unter der Wasserstadt haben wir uns wohl die Zitadelle, die ḳalʿa, zu denken;[3] denn diese beherrscht den Bach von ʿammān auf der Nordseite und ist durch zwei Täler im Nordosten und Westen von der Umgebung abgeschnitten. Wer sie beherrschte, war Herr über den Zugang zum Bach. Die Residenzstadt, in der sich das Heiligtum befand, darf westlich gegenüber der ḳalʿa gesucht werden, wenn dort alte Mauerreste auf eine Ortslage weisen. Sie wurde auf Joabs Wunsch von David persönlich eingenommen.

Vor den Toren der Stadt hatte Joab schon geraume Zeit früher einen schweren Kampf mit doppelter Frontstellung gegen Ammoniter und Aramäer zu bestehen (2. Sam. 10, 8 ff). Jene werden sich nördlich vor ihrer Stadt aufgestellt haben, so daß Joab zwischen ihnen und den südwärts andringenden Aramäern stand. Durch den kühnen Griff, eine Janusfront zu bilden, sprengte er die Verbündeten von einander und errang einen schweren Sieg. Während die Aramäer gewiß auf der Straße von dscherasch heranrückten, könnte Joab wie einst Gideon

---

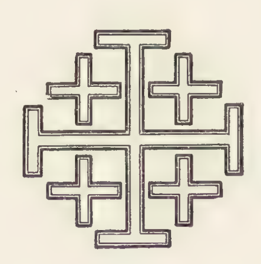
[1] Vgl. PJB 1906, S. 135, 1908, S. 123 f., und oben S. 22. D.

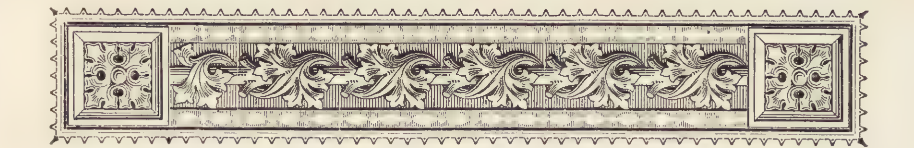
[2] Dalman im PJB 1908, S. 13.

[3] Vgl. Greßmann PJB 1908, S. 127. D.

(Jud. 8, 1 ff.) das Jabboktal aufwärts über Sukkoth und Pniel gezogen sein und dann etwa bei er-rummān die Hauptstraße gewonnen haben, jene Beduinenstraße östlich von Nobah und Jogbeha. Oder er kam durch das w. nimrīn über Nimra und Jogbeha auf die Hochfläche gezogen. Seine und Davids Siege im Ostjordanland stellten an dieser Grenze die Sicherheit des Reichs mit derselben Hartnäckigkeit her wie einst die Philisterschlachten an der Westgrenze.

So blicken wir zum Schluß auf den Schauplatz zurück. David hat den Umfang von Altjuda erweitert, indem er den Interessen seines Hebroner Fürstentums die der arabischen Nachbarstämme einordnete. Damit erhielt der Stamm Juda eine Bedeutung, die ihn zum Herrn über seine Brüder erhob, wie er zuzeiten ihnen allen gegenüberstand und es mit ihnen aufnahm. Ferner hat David die Interessen Judas mit denen der Nordstämme verkettet, indem er als König von Israel den Befreiungskampf gegen die Philister aufnahm. Das Denkmal dieser siegreichen Einheit ist die Stadt Jerusalem, die er aus einer Kanaanäerfestung zu seiner Hauptstadt gemacht hat. Endlich hat er die Interessen der jungen Nation und der Kultur im Osten gegen die noch in Halbkultur befindlichen Ammoniter und Aramäer aufrecht erhalten und das östliche Bollwerk befestigt, dessen die Israeliten für eine gesunde Entwicklung nicht entraten konnten.





3. Die Ausgrabungen in Geser.

Von R. A. Macalister, M. A., F. S. A., aus Cambridge.

Abriß des am 22. März 1909 im Institut gehaltenen Vortrags (a. d. Engl.).

Wenn ich zu einer Zuhörerschaft wie der des Deutschen Archäologischen Instituts rede, ist es überflüssig, mit der Beschreibung der Natur eines palästinischen Tell Zeit zu verlieren oder die Lage und Geschichte von Geser zu erörtern. Die Kenntnis dieser Dinge setze ich voraus. Eine einfache Aufzählung der Hauptergebnisse der fünfjährigen Arbeit des Palestine Exploration Fund an diesem Platze wird an dieser Stelle genügen.

Von den historischen Denkmälern darf ich aber wohl zuerst sprechen. Die Geschichte des Stadthügels beginnt mit den neolithischen Höhlenbewohnern. Ich habe in nicht großer Entfernung von Geser den Mittelpunkt einer paläolithischen Siedelung gefunden, aber keine Spuren dieser Art auf dem Hügel selbst. Der wichtigste Rest der neolithischen Siedelung, welcher zum Vorschein kam, war eine Höhle, an deren Wand sich ein Fries von Graffiti befand, die Tiere und geometrische Figuren darstellten. Viele andere Höhlen wurden noch entdeckt, die Steinwerkzeuge, aber kein Metall enthielten.

Die Kultur des Bronzealters beginnt mit derjenigen semitischen Besetzung des Landes, welche wir gewöhnlich kanaanitisch nennen, um das Jahr 2500 v. Chr. Wir besitzen wenige oder gar keine geschriebenen Berichte von der Geschichte Palästinas in jener Zeit. Aber das Land muß einer ziemlichen Ruhe genossen haben, sonst wäre es den Bewohnern von Geser unmöglich gewesen, den gigantischen Tunnel zu graben, welcher das am meisten imponierende Denkmal darstellt, das sie uns hinterlassen haben. Er besteht in einem in den Felsen gehauenen Gang von 8 m Höhe und 4 m Breite, der auf 80 Felsenstufen in eine Tiefe von 30 m unter der Oberfläche des Felsens, 43 m unter der jetzigen Oberfläche des Erdbodens, hinabführt. In dieser Tiefe

mündet er in eine große Höhle mit einer mächtigen Quelle, die offenbar eine lange Zeit den Wasserbedarf der Stadt vorzugsweise deckte.

Es war eine der Enttäuschungen der Ausgrabungsarbeit, daß nichts gefunden wurde, was den berühmten Brieffund von tell el-ʿamārena ergänzte, obwohl dieser mehrere Briefe aus Geser enthielt. Auf der anderen Seite ist die Entdeckung von Gräbern, die man Grund hat als philistäisch zu betrachten, eine willkommene Illustration der seltsamen Erzählung von der Erschlagung philistäischer Riesen durch Davids Helden in Geser (2. Sam. 21, 18. 19, vgl. 1. Chr. 20, 4. 5).

Gegenstände ägyptischer Herkunft von der zwölften Dynastie ab sind in der Stadt gefunden worden. Skarabäen kamen in jeder Schicht des im Lauf ihrer Geschichte entstandenen Trümmerhügels vor. Ein mit Skulptur versehener Stein bewies, daß ein ägyptischer Tempel oder irgend ein Gebäude ähnlicher Art in der Stadt gewesen sein muß. Interessanter noch sind die ägyptischen Figuren von winzigen Amuletten ab, die nur ein paar Zentimeter messen, bis zu einer sitzenden Statue von 1 Meter Höhe. Selbst noch zur Zeit der assyrischen Herrschaft im 7. Jahrhundert war das Stadthaupt ein Ägypter. Alle diese Reste bezeugen eine lang dauernde ägyptische Herrschaft, innerhalb welcher die Geschichte von der ägyptischen Eroberung der Stadt unter Salomo (1. Kön. 9, 16) nur eine Episode ist.

Die reichsten historischen Funde stammten indes aus der makkabäischen Periode. Ein Bleigewicht mit dem Namen „Sosipatros, Haupt der Agora" illustrierte die städtische Verfassung jener Zeit. Das wichtigste Denkmal der Periode war die Burg, welche sich mit dem von Simon Makkabäus gebauten Wohnsitz identifizieren ließ, weil auf einem der Bausteine ein gewisser Sampras einen Fluch gegen diesen Simon eingegraben hatte.

Es gilt gewöhnlich als erwiesen, daß die Ortslage von Geser dem Mont Gisart der Kreuzfahrer entspreche. Wenn dies zutrifft, ist jede Spur davon gegenwärtig verschwunden. Nicht ein einziger Stein tauchte auf, der mit Grund einem Kreuzfahrerbau hätte zugeschrieben werden können. Der einzige mir bekannte Rest dieser Zeit ist eine kleine in Tripolis geprägte Münze, die ich bei einer Wanderung um den Fuß des Hügels auflas.

Das Leben der Stadt muß nach unsern Begriffen ungesund gewesen sein. Man denke sich ein gewöhnliches Fellachendorf mit all seinen engen Gassen, seinem Schmutz und Geruch vier- oder fünffach vergrößert, mit einer Mauer, welche die Bevölkerung zusammenhält, die oft mit ihrem Vieh darin belagert wurde. Zur ackerbautreibenden Be-

völkerung füge man ein großes seßhaftes Element, Tischler, Metallarbeiter und dergleichen, die wahrscheinlich in das gesunde Leben des Feldes niemals hinauskamen, weiter ein großes offenes Reservoir in der Mitte der Stadt und zahllose Zisternen, die zu einem Schwarm von Moskiten und zu Malariafieber ihr Teil beitrugen, so hat man ein Bild des Lebens im alten Geser. Die verhältnismäßig große Zahl von Gebeinen kleiner Kinder und die kleine Zahl von Gebeinen Erwachsener, die gefunden wurden, zeigen, daß die Kindersterblichkeit bedeutend war.

Keine einzige Grube oder Höhle wurde geöffnet, bei welcher nicht Schalenvertiefungen in der Felsoberfläche gefunden wurden. Diese Massenhaftigkeit ist an sich selbst ein Zeugnis zugunsten Prof. Dalmans Theorie von ihrem vorwiegend nichtreligiösen Gebrauch. S. PJB 1908, S. 23ff. Es ist merkwürdig, wie häufig Schalenvertiefungen in dem Boden von Höhlen gefunden wurden. Das auffallendste Beispiel war der Eingangsraum einer großen sich verzweigenden Katakombe am westlichen Ende des Stadthügels, welche aus vierzehn durch Gänge verbundenen Kammern bestand. Im Boden dieses Raumes waren 46 Schalen zu sehen, die in drei konzentrischen hufeisenförmigen Bogen angeordnet waren. Diese Höhle, ursprünglich eine Wohnung, war später als Begräbnis benutzt worden, und ihre Bedeutsamkeit mag aus der Tatsache geschlossen werden, daß die Beschreibung ihrer Gestalt und ihres Inhalts 50 mit der Schreibmaschine geschriebene Seiten füllte und 14 Tafeln zu ihrer Illustration erforderte.

Obwohl die meisten Häuser bis auf einen Meter ihrer Grundmauern zerstört sind, war es mir möglich, hinreichendes Material zu einer fast vollständigen Analyse des Plans und der Bauart der typischen Häuser der alten Stadt zu erhalten. Sie müssen den Häusern der modernen Fellachen sehr ähnlich gewesen sein. Ich darf nicht vergessen, die Abzugskanäle zu erwähnen, die entweder aus Stein oder — seltener — aus Ton hergestellt waren, deren eine große Zahl gefunden wurde.

Die beiden interessantesten Gebäude, die entdeckt wurden, waren Bäder, das eine wahrscheinlich gebaut, nachdem die Syrer die Stadt wieder aus der Hand der Hasmonäer gerissen hatten, das andere von römischer Bauart und Zeit. Das erstere, eine Gruppe von sieben Räumen mit zementierten Bassins, befand sich etwa in der Mitte der Stadt. Das letztere, dessen merkwürdigster Teil ein großes Atrium mit Mosaikfußboden war, lag im Tale am Fuß des Hügels auf der Ostseite.

Die Haustiere waren wie heutzutage Rinder, Schafe, Ziegen, Kamele, Esel und Pferde mit der Katze und dem Hund als halbgezähmten

Tieren. Knochen aller dieser Tiere wurden gefunden und Abbildungen der meisten von ihnen. Es ist interessant zu bemerken, daß die Rasse in den verschiedenen Perioden nicht die gleiche war. Durch Sammlung und Vergleichung der in den Trümmern gefundenen Rinderhörner ließ sich feststellen, daß jedes Zeitalter seine eigene leicht erkennbare Eigenart hatte.

Das landwirtschaftliche Jahr der alten Bewohner unterschied sich in einer wichtigen Beziehung von dem ihrer Nachfolger. Die Sommersaat, Kafferkorn und Sesam, war unbekannt. Diese Tatsache wurde zuerst erschlossen aus der Abwesenheit dieser Samenarten in den verbrannten Getreidespeichern, deren eine gute Zahl gefunden wurde (in ihnen allen hatten die verkohlten Körner ihre Gestalt erhalten und waren leicht erkennbar). Den Schluß bestätigte aber eine merkwürdige Kalendertafel mit hebräischer Inschrift, die einige aus dem 8., andere aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. herleiten, und die eine Liste der jährlichen landwirtschaftlichen Arbeiten enthält.

Vor der Erfindung des Gebrauchs von Feuerstein und Stahl zum Entzünden des Feuers wurde zu diesem Zweck ein hölzerner Bohrer verwandt, der in einem Steinuntersatz rasch gedreht wurde. Eine beträchtliche Zahl dieser Untersätze wurde gefunden.

Die Nahrung muß, soweit man urteilen kann, ziemlich dieselbe gewesen sein wie heutzutage, obwohl es in den Einzelheiten manche Unterschiede gab. So waren Fische und speziell Schellfische ein viel wichtigeres Nahrungsmittel, als sie es jetzt im palästinischen Inland sind, und Schnecken wurden von den Höhlenbewohnern und in der hellenistischen Zeit in großer Menge gegessen, aber niemals — nach einer Regel ohne Ausnahme — in den dazwischen liegenden Generationen.

Wie in einer modernen Stadt gab es eine große Mannigfaltigkeit von Handwerkern, und ich war bestrebt, die technischen Vorgänge bei ihren Arbeiten festzustellen, soweit sie sich ermitteln ließen. Wir kennen den Feuersteinarbeiter und den Töpfer nach den von ihnen gefertigten Gegenständen, den Tischler nach seinen Werkzeugen; bei dem Metallarbeiter erhalten wir einige Aufklärung aus beiden Quellen. Aber die Einwohner von Geser haben ihre verschiedenen Berufe nicht ohne fremden Einfluß, friedlichen und feindlichen, ausüben können. Ich habe schon erwähnt, wie Ägypten während der ganzen Geschichte der Stadt vorherrschte. Aber vom 15. Jahrhundert v. Chr. ab wurden auch andere Einflüsse, wohl infolge des Handels, wirksam. Sie kamen von den großen Kulturzentren des Ägäischen Meeres und machten ihr Vorhandensein fühlbar durch direkte Einfuhr oder lokale Nachahmung von Töpferwaren und anderen Gegenständen ägäischen Ursprungs. Um

dieselbe Zeit war das Land in der politischen Gährung, welche die tell el-ʿamärena-Briefe so lebhaft schildern. Dann kam die durch die hebräische Einwanderung veranlaßte Umwälzung, und später haben sich die Philister, wahrscheinlich eine kretische Kolonie, in der reichen Küstenebene niedergelassen und Geser sowie andere Städte besetzt. Noch später sehen wir die Stadt unter der Herrschaft der Assyrer, und nach ihnen finden sich Spuren einer Einfuhr von den Mittelpunkten der klassischen griechischen Kultur. Natürlich mußte die Bevölkerung bereit sein, wenn derartige Invasionen feindlicher Natur waren, ihnen zu begegnen. Durch mächtige Stadtmauern waren sie bemüht, sich gegen Angriffe zu sichern, und Waffen von der einen oder anderen Art waren in jedermanns Besitz. Aber Haufen menschlicher und tierischer Gebeine, die sich hie und da, in Zisternen und sonstwo, fanden, scheinen von großen Hinschlachtungen zu reden und zu zeigen, daß die Einwohner sich nicht immer mit Erfolg gegen Angriffe gewehrt haben, wie wir es ja auch aus der Geschichte wissen.

Auf dem Gebiet der Religion sind die Ergebnisse der Ausgrabungen in Geser besonders lehrreich gewesen. Die wichtigste Entdeckung war das große Heiligtum, ein offener Hof, einige 30 Meter im Geviert, in dessen Mitte sich eine Reihe von Steinpfeilern befand, deren größte zwischen drei und vier Meter hoch waren. Die Gegenstände der Verehrung wurden durch kleine Figuren aus Kalkstein oder Ton anschaulich gemacht, die in großer Zahl gefunden wurden. Viele davon sind bloße Spielsachen, aber die häufig auftretenden Hathor-Aschtoreth-Plaketten sind zweifellos Abbildungen der großen semitischen Göttin.

Die Bestattung von geopferten Kindern oder vorzeitigen Geburten unter Hausmauern ließ sich öfters nachweisen. Zuweilen, obwohl verhältnismäßig selten, fanden sich Personen in vorgeschrittenem Alter auf diese Weise beigesetzt. Bemerkenswerter Weise waren einige davon vor der Bestattung verstümmelt worden.

Der Brauch Amulette zu tragen war offenbar nicht weniger allgemein als bei den heutigen Palästinern.

Die schreckliche Verwüstung der alten Gräber Palästinas durch Diebe, besonders während der letzten 120 Jahre, erhöhte die Bedeutung der Entdeckung und Untersuchung der alten Begräbnisplätze der Stadt. Ich meine, wohl alle Gräber gesehen zu haben, von denen irgendwelche Spuren auf der Erdoberfläche zu erkennen waren. Die ältesten Bewohner verbrannten die Toten in einer Höhle, welche eine der ersten Entdeckungen war; alle späteren Geschlechter begruben ohne Verbrennung. Die Leiche wurde in einer rohen Höhle seitlings mit unter

das Kinn gezogenen Knien niedergesetzt, umgeben von Eßgeräten und Weinkrügen; in den letzteren waren kleinere Schüsselchen, die als Schöpfgefäße dienen sollten. Um das 10te Jahrhundert v. Chr. wurden rohe Bänke, ähnlich den Kojen eines Dampfers, in die Seiten der Grabhöhle gehauen; aber auffallenderweise wurden die Leichen selten, wenn jemals, auf sie gelegt. Wenig Ehrerbietung oder Sorgfalt erzeigte man den Gebeinen der früher Bestatteten. Wenn die Grabhöhle zu voll wurde, wurden sie ordnungslos in eine Grube oder einen Nebenraum geworfen und das Grab so für weitere Bestattungen geleert. Schmuckgegenstände wurden den Leichen beigegeben, obwohl nicht in großer Menge und gewöhnlich von unbedeutendem Werte.

Um 150 v. Chr. trat eine ganz neue Gattung von Grabkammern in die Erscheinung. Sie besteht in gutgehauenen viereckigen Kammern mit kōkīm, d. h. langen horizontal in die Wand laufenden Behältnissen zur Aufnahme der Leichen. Wenn diese gefüllt waren, wurden die Gebeine gesammelt und in Kalksteinkästen beigesetzt, in welche zuweilen die Namen der Verstorbenen eingeritzt wurden. Dieser Typus blieb bis zum Eintreten des Christentums in Gebrauch, um dann durch einen anderen abgelöst zu werden, — eine Rückkehr zu den alten Bankgräbern (arcosolia), die aber besser und sorgfältiger gehauen wurden. Der Gebrauch Eßgeräte beizugeben verschwindet gleichzeitig, aber Schmuckgegenstände und Schönheitsmittel treten in größerer Zahl an ihre Stelle. Auf der Wand eines dieser Gräber wurde die Darstellung eines siebenarmigen Leuchters entdeckt, aber die meisten dieser Gräber sind entschieden christlichen Ursprungs. In einem fand sich ein bronzener Siegelring mit einer Darstellung des Kopfes des Heilands — wenn ich nicht irre, des ältesten Christusbildes in Palästina.

Es ist natürlich unmöglich, in einem Vortrag oder selbst einer Reihe von Vorträgen den Ertrag der Ausgrabung von Geser zu erschöpfen. Ich konnte nur eine kleine Auswahl treffen und auch diese in der zu Gebote stehenden Zeit nur ungenügend beschreiben. Aber das Gebotene dürfte hinreichen, um zu zeigen, daß der Boden Palästinas eine Fülle von Altertümern birgt, deren systematische Untersuchung unsere Kenntnis der Geschichte dieses Landes bis in die ältesten Zeiten in höchst dankenswerter und oft überraschender Weise erweitert und vertieft.





4. Gethsemane.

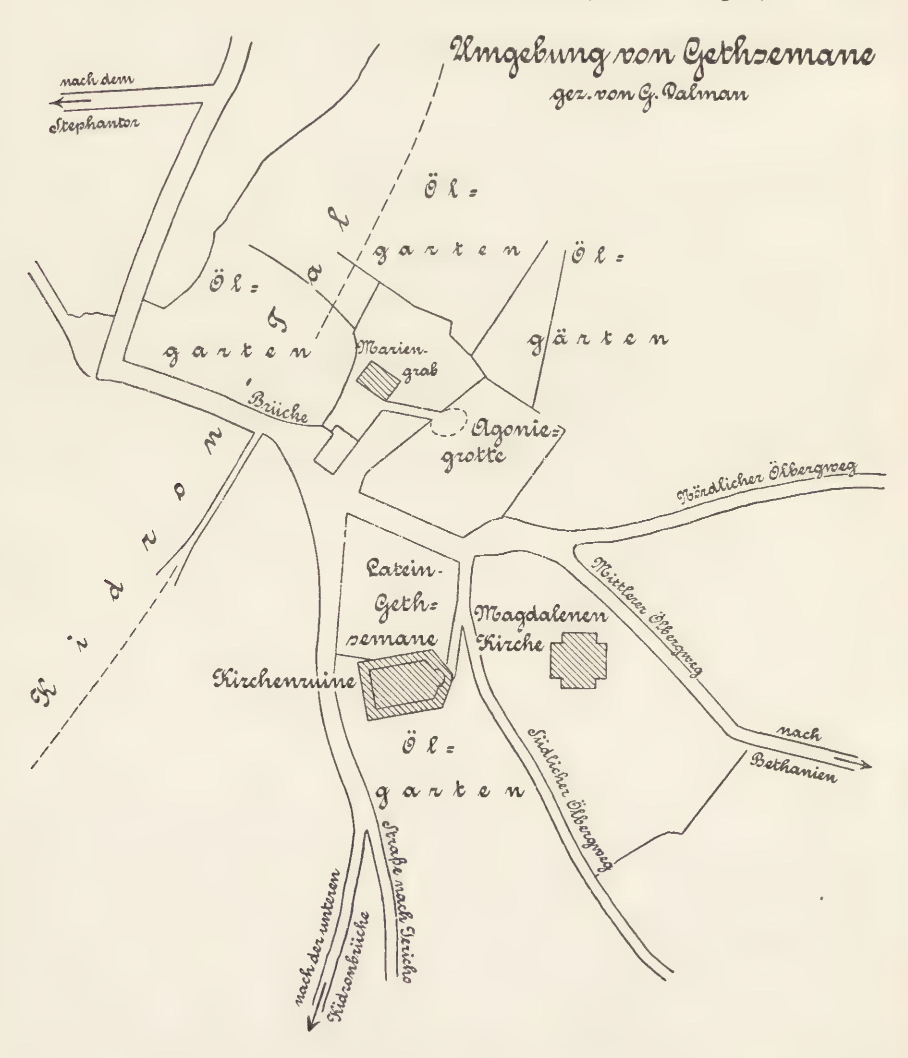
Von Pastor G. Reymann in Koiskau.

Hierzu eine Kartenskizze.

An den Tatsachen der Heilsgeschichte, nicht an den Örtlichkeiten ihres Geschehens, haftet das Interesse des Glaubens. Aber wie die Erzähler der biblischen Geschichte, sei es geflissentlich, sei es mit natürlicher Anschaulichkeit, die Gegenstände ihrer Berichte bodenständig machen, so empfängt die Vergegenwärtigung und das Verständnis der alt- und neutestamentlichen Überlieferung Belebung und Klärung durch die Kenntnis ihres Schauplatzes. Das erfährt in besonderem Maße, wer im Lande der Bibel auf biblischen Pfaden zu wandern sucht. Dem Gefühl für eine besondere Weihe „heiliger Stätten", das auch evangelischem Bewußtsein nicht fremd ist, wird die nötige Läuterung vielleicht am besten durch den persönlichen Besuch der Sanktuarien zu teil. Schon die Echtheitsfrage ist ein heilsamer Warner vor alttestamentlichen, um nicht zu sagen alt- und neukanaanäisch-heidnischen Anwandlungen.

Unter den Erinnerungsstätten Jerusalems und seiner Umgebung stehen für den Christen Gethsemane, Golgatha, das Grab Christi im Vordergrund der Teilnahme. Wer aufatmend die Grabeskirche verläßt und doch der schönen englischen Willkür nicht vor das Damaskustor zu Gordons oder Conders Grab Christi und zu der Schädelstätte bei der Jeremiasgrotte zu folgen vermag, wird gern seinen Weg zum Ölberg lenken, um dort in der Stille sich wachzurufen, was an seinem Abhang und in der Stadt gegenüber in den Tagen Jesu geschehen ist. „Am Ölberg sieht man Ihn", sagte mir jemand. Der Ölberg steht fest als Zeuge jener Zeit. Aber auch der Ölberg ist übersponnen von dem Fadengewirr der Tradition. Jede Frage nach dem geschichtlichen Ort eines Ereignisses stellt auch dort vor die Notwendigkeit, die Antwort der Gegenwart nachzuprüfen an dem Befunde der Bibel und der ältesten Überlieferung. Wir fragen: wo lag Gethsemane?

Zwei Stätten werden heute gewiesen: die Höhle der Todesangst Jesu oder Agoniegrotte und der lateinische Gethsemane-Garten. Wer etwa vom Stephanstor kommend der Straße talabwärts folgt, hat oberhalb der Kidronbrücke ein ansprechendes Gesamtbild. Jenseits des



Olivengartens im Talgrund liegt linker Hand, durch Gemäuer bezeichnet, das Grundstück der Mariengrabkirche. Von der nordöstlichen Ecke des tief liegenden Vorplatzes der Kirche führt ein etwa 22 Schritte langer gepflasterter Gang zwischen hohen Futtermauern zur Agoniegrotte; auf wenigen Stufen steigt man in die von natürlichen und künstlichen Pfeilern

getragene Höhle hinab. Eine Öffnung in der Decke gibt der Grotte Licht, die Spuren von Verputz an der Decke mit den Resten eines aufgemalten Musters von großen Sternen weisen auf eine ältere Dekoration des Raumes. Oberhalb des Vorplatzes der Kirche teilt sich der Weg: in südlicher Richtung läuft die Jerichostraße am Fuß des Berges hin, in östlicher Richtung steigt der nördliche Ölbergweg an, von dem nach etwa 70 Schritten der südliche und wenige Schritte weiter der mittlere Weg auf den Ölberg, beide zunächst in südöstlicher Richtung, abzweigen (vgl. die Skizze). Auf jedem der genannten drei Wege gelangt man auf die Kuppe des Ölberges, der mittlere Weg führt am gradesten dahin und hat eine gradlinige Fortsetzung nach Bethanien. Zwischen der Jericho-straße, dem gemeinsamen Anfang der drei Wege auf den Ölberg und dem südlichen Ölbergweg liegt, von hohen Kalksteinmauern umschlossen, der etwa 70 Schritt im Geviert große lateinische Gethsemanegarten; eine Anzahl hoher schöner Zypressen, durch deren Dunkel das spärliche Silbergrau der alten Ölbaumwipfel schimmert, kennzeichnet ihn von fern. Zwischen dem südlichen und mittleren Ölbergweg breitet sich in ziemlicher Ausdehnung ein durch Terrassen gegliedertes Gartengelände aus, auf dem sich hinter einem Hain von Aleppokiefern der glänzende Bau der russischen Magdalenakirche mit ihren 6 goldfunkelnden Zwiebelkuppeln erhebt.

Prüfen wir die Echtheit dieser Stätten an der Zeitdauer ihrer Bezeugung, so scheidet die russische Magdalena-Kirche als Sanktuarium neuesten Datums ohne Tradition (auch von griechischer Seite) zunächst aus. Die Agoniegrotte ist seit dem sechsten Jahrhundert bezeugt, aber während des 1. Jahrtausends nie als Stätte der Todesangst, also des Gebets Jesu,[1] sondern als Stätte der Fußwaschung, des Abendmahls und öfters benutzte Lagerstätte Jesu und seiner Jünger (so Theodosius, Antoninus Plac., Arculf); die früher vorhandenen Felsbänke begünstigten diese Legenden. In ihrer Nähe wird aber die Stätte des Verrats gezeigt (s. Theodosius[2] und Antoninus Placentinus[3]); der Mönch Bernhard[4] scheint den Verrat in sie zu legen. Wir werden sehen, daß ihr ein historisches Recht der Zugehörigkeit zu Gethsemane eignet. Jetzt steht sie als Höhle der Todesangst in sachlicher Beziehung zu dem lateinischen Gethsemane, freilich durch Mauern und Weg von ihm geschieden, aber wie dieses unter der Hut der Franziskaner. Diese werden als Pächter der

[1] S. Oriens christianus 1905, S. 227 ff.: Baumstark, Die Heiligtümer des byz. Jerusalem, bes. S. 270.

[2] Textausgabe ed. Tobler, S. 10 f.

[3] ed. Pal. Pilg. Text Soc. XVII.

[4] ed. Tobler XIII.

Ölbäume im Garten zuerst im 17. Jahrhundert erwähnt; aber schon Zeugnisse aus der Kreuzfahrerzeit weisen auf diese Gethsemanestätte „neben“ der Mariengrabkirche.[1] Als noch ältere Zeugen sind die berühmten acht alten Ölbäume angesprochen worden. Es sind ehrwürdige Baumgreise, sicher Jahrhunderte alt. Ihre Stämme, zerrissen und durchlöchert, mit Falten und Runzeln bedeckt, ähneln von einiger Entfernung gesehen zerklüftetem grauem Gestein. Ihr Alter läßt sich auch nicht annähernd genau angeben; die ununterbrochne Vegetation der Bäume hindert die Bildung von Jahresringen; auch finden sich ähnlich starke Stämme anderwärts.[2] Aus der Zeit Christi stammen sie sicher nicht. Titus ließ die Umgegend Jerusalems abholzen.[3] Die Kreuzfahrer mußten Holz von weit herholen, als sie bei Jerusalem keines mehr fanden.[4] Von einer damaligen Schonung alter Ölbäume in Gethsemane ist nicht die Rede. Die alten Bäume sind also topographisch bedeutungslos, mag ihnen auch der jetzige Garten seinen Stimmungswert verdanken, der übrigens durch die neuerlichen Absperrungsmaßregeln gegen andenkensüchtige Pilger stark beeinträchtigt wird; ein mannshohes, von steinernen Pfeilern gehaltenes Gitter aus enggestellten Eisenstäben, die in Lanzenspitzen auslaufen und zum Überfluß ein engmaschiges Drahtnetz tragen, umschließt den Garten käfigartig. Zur Besichtigung ist ein breiter Gang zwischen Gitter und Außenmauer freigelassen.

Kann demnach keine der heutigen Gethsemanestätten ihren Anspruch auf Echtheit auf die älteste Tradition, geschweige auf die Evangelien direkt zurückführen, so ist auf dem umgekehrten Wege zu untersuchen, wohin uns die Angaben zunächst der letzteren weisen. Nach der Einsetzung des Abendmahls geht Jesus mit seinen Jüngern an den Ölberg (Matth. 26, 30; Mark. 14, 26); wenn er vom Cönaculum im Süden der Stadt kam, würde er ihn jenseits der unteren Kidronbrücke am Absalomsgrab erreicht haben. Am Ölberg sucht er ein Grundstück, Namens Gethsemane auf (Matth. 26, 36; Mark. 14, 32). Der Platz liegt nach Lukas (22, 39 f.) an dem Wege des Ölbergs, den Jesus „nach seiner Gewohnheit“ ging; nach Johannes (18, 2) kennt ihn Judas, weil Jesus sich oft dort mit seinen Jüngern versammelte. Wir haben ihn an einem der Wege zu suchen, die über den Ölberg nach Bethanien führen, wo Jesus zu übernachten pflegte (Luk. 21, 37 f.; Mark. 11, 11 f., 19; Matth. 21, 17); ein Übernachten in Gethsemane, also unter freiem Himmel, erscheint zur Jahres-

[1] Tobler, Siloah und Ölberg, S. 175.
[2] S. ZDPV XI, S. 74 f.
[3] Jos., Bell. Jud. VI 8, 1.
[4] Tobler, a. a. O., S. 196, nach Wilh. v. Tyrus.

zeit um Ostern ausgeschlossen. Johannes (18, 2) bezeichnet das Grundstück als einen Garten jenseits des Winterbachs Kidron; es lag also am Fuß des Berges. Der poetische Name Gethsemane, besser bezeugt: Gethsemani = Ölkelter, oder Gessemani = Tal der Fettigkeit nach Dalman[1], weist wie auf den Charakter des Gartens, — er ist mit Oliven bestanden —, so auf ein durch Fruchtbarkeit ausgezeichnetes Grundstück, das in der Nähe der Talsohle, nicht oben am Berg zu suchen ist, wie der Augenschein durch Vergleich der Ölbaumpflanzungen im Kidrontal mit denen am obern Ölberg noch heute lehrt. Die Bezeichnung als „Garten" bei Johannes läßt an ein abgeschlossenes Grundstück denken, auch das Hinein- und Herausgehen (Matth. 26, 36; Joh. 18, 1. 4) weist darauf, sowie an sich schon die Benennung. Es ist nicht zu klein zu denken. Jesus läßt nach Matth. und Mark. nach dem Betreten des Gartens acht Jünger zurück; er wolle ἐκεῖ, also tiefer in den Garten hinein, gehen, um zu beten; er sucht die Einsamkeit. Petrus und die Zebedäussöhne nimmt er mit sich; während sie hingehen, überfällt ihn Angst und Zagen, er heißt sie bleiben und mit ihm zu wachen. Er selbst geht „eine kleine Strecke" weiter und fällt auf sein Angesicht zu beten. Lukas sagt nichts von der Trennung der Jünger in zwei Gruppen. Jesus reißt sich von ihnen los „einen Steinwurf weit". Das ist die Bezeichnung einer kleinen, nicht einer beträchtlichen Entfernung, wie sich aus dem Zusammenhang ergibt: die Jünger sind Zeugen seines Gebets. Jesus will allein und doch ihrer teilnehmenden Gemeinschaft gewiß sein: wachet mit mir; er sucht sie wiederholt auf. Die Entfernungsangabe „einen Steinwurf weit" wird identisch sein mit dem: ein kleines Stück, bei Matth. und Markus. Sie ist zu nehmen nicht von dem Platz, an dem Jesus die acht Jünger warten ließ, sondern von dort, wo die drei blieben. Wie sich aber auch die Berichte der Synoptiker zu einander verhalten mögen, ohne Zweifel haben wir nach ihnen die Gebetsstätte Jesu an einem wirklich abgelegenen Platz Gethsemanes zu suchen, an dem eine plötzliche Störung vom Wege her ausgeschlossen war. Freilich nimmt Jesus von dort aus, wo die drei Jünger weilen, das Nahen des Verräters und seiner Schar wahr (Mark. 14, 42; Matth. 26, 46); aber

---

[1] Dalman, Gramm. d. Jüd. Pal. Aram., Aufl. 2, S. 191. — Ich neige jetzt zu der Meinung, daß die Bezeichnung von einer wirklichen Ölkelter genommen war. Der Raum einer solchen scheint mir nämlich erhalten zu sein in der sogen. Agoniegrotte, welche nach Gestalt und Größe den antiken Ölkelterhöhlen gleicht, die in Palästina nicht selten vorkommen, aber zuweilen verkannt worden sind, weil man die kreuzförmige Nische für den Preßbalken in ihrer Wand für ein religiöses Symbol hielt. Die jetzige Agoniegrotte war dann der Anhalt der lokalen Tradition. D.

der lichte Bestand eines Olivengartens läßt Lichtschein (vergl. die Fackeln und Lampen Joh. 18, 3) weithin sichtbar werden und hält das Geräusch einer nahenden bewaffneten Menge nicht leicht auf. Zwischen der Gebetsstätte Jesu und dem Platz des Verrats bezw. der Gefangennahme, der nach Joh. (18, 4) vor dem Garten lag, nach den Synoptikern im Garten gelegen haben kann (Mark. 14, 43 u. Parallelen), darf demnach eine nicht zu kleine Entfernung angenommen werden, wie sie das Bedürfnis der Zurückgezogenheit fordert. Nach den Evangelien also war Gethsemane ein geschlossenes Grundstück am Wege nach Bethanien oberhalb des Kidron am unteren Abhang des Ölbergs, das in seiner Ausdehnung Raum zu einsamer, vor Störung sicherer Zurückgezogenheit bot.

Diesem Bild entspricht das heutige lateinische Gethsemane hinsichtlich der Lage am Wege nach Bethanien und am Fuß des Ölbergs. Die „einsame Stille", die ihm nach Bädeker[1] noch heute eignet, verdankt es den hohen Umfassungsmauern neueren Datums; niedrigere Mauern aus lose gehäuften Steinen, wie sie gewöhnlich die Gärten Palästinas abgrenzen, mochten ihn auch zur Zeit Jesu umschließen, aber eine stille vor Störung gesicherte Stelle bot er in seinem gegenwärtigen Umfang im Rahmen der Wege, die an ihm an 3 Seiten entlang führen, nicht, und es ist anzunehmen, daß diese Wege zur Zeit Christi nicht wesentlich anders liefen als heute; sie werden auch, zumal zur Festzeit, viel begangen worden sein.[2] Nun setzt sich der heutige Garten südwärts in Gartengelände fort; fehlte die jetzige Südmauer, so könnte Jesus dort einen einsamen Platz zwischen Jerichostraße und südlichem Ölbergweg gefunden haben. Wahrscheinlich lief aber dort früher ein absteigender Pfad vom Ölbergweg direkt in's Tal zur unteren Kidronbrücke und zu dem in dieser Gegend anzunehmenden Tor des südlichen Jerusalem und bot die Möglichkeit der Störung. Jesus könnte auch oberhalb des jetzigen Gartens das jetzige russische Grundstück aufgesucht haben; einen Anhalt dafür böte die als Warteplatz der Jünger verehrte Felsgruppe zwischen ihm und dem lateinischen Gethsemane, wenn diese Verehrung geschichtlich zu begründen wäre. Aber wir haben dann an Stelle des biblischen geschlossnen Grundstücks Gethsemane ein offenes, von Wegen durchschnittenes Gelände, umsomehr, als die Gegend bei der Agoniegrotte nicht ausgeschlossen werden kann. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß ein Grundstückname über mehrere alte Wege hinwegging. Diese

---

[1] Pal. u. Syr., S. 67.

[2] Nach jüdischer Rechtstradition durften die Festpilger in Bethphage übernachten.

Bedenken[1] fallen fort, wenn wir Gethsemane nicht südlich, sondern nördlich von dem nördlichen Weg auf den Ölberg oberhalb der Talsohle auf dem Grundstück der Mariengrabkirche mit angemessener Ausdehnung nach Norden und Osten suchen.

Dorthin weist auch die älteste außerbiblische Tradition. Der Pilger von Bordeaux[2] sieht um's Jahr 333, vom Osttor der Stadt herabkommend, um den Ölberg zu besteigen, im Tal „linker Hand, wo Weingärten sind, einen Fels, wo Judas Christum verriet", rechts einen Palmbaum, von dem die Kinder beim Einzug Jesu Zweige brachen, nicht fern, etwa einen Steinwurf weit davon, zwei Monumente von wunderbarer Schönheit, nach dem Pilger die Gräber des Jesaias und Hiskia. Ist, wie kaum zu bezweifeln, das Osttor des Pilgers das heutige Stephanstor, so ist die Situation klar: die Stätte des Verrats wird ihm in der Gegend der Mariengrabkirche nahe der Agoniegrotte gezeigt. Man wird behaupten können, daß Cyrill etwa 17 Jahre später dieselbe Gegend im Auge hat, wenn er in einer Predigt ausruft: „Gethsemane ist (Christi) Zeuge, das unsrer Phantasie noch immer Jesus zeigt."[3] Als die Pilgerin Silvia[4] um 385 an der Prozession teilnimmt, die in der Nacht von Gründonnerstag zu Charfreitag von der Himmelfahrtskirche auf dem Ölberg zur Grabeskirche geht, steigt sie zunächst abwärts bis zur Stätte des Gebets Jesu, von der es im Evangelium heiße: er ging hin einen Steinwurf und betete; dort befindet sich eine ecclesia elegans; Predigt und Lektion werden gehalten; dann steigt die Prozession nach Gessamani herab, „wohin man sowohl wegen der so großen Volksmenge und der durch Fasten und Wachen verursachten Ermüdung, als auch weil man einen so großen Berg herabsteigen muß, lente lente gelangt." In Gessamani findet Predigt, Gesang und Lesung der Perikope von Jesu Gefangennahme statt, die im Volk ein solches Weinen und Schluchzen wachruft, daß man es bis in die Stadt habe hören können. Auch das Typikon der Anastasis[5] unterscheidet etwa am Anfang des achten Jahrhunderts[6] bei der Liturgie für dieselbe Prozession einen Gottesdienst bei der Ἁγία Προσκύνησις von einem Gottesdienst bei der Ἁγία Γεθσημανή, letztere in der Liturgie des Palm-

[1] Schon Tobler hat sie empfunden, fühlt sich aber durch die Tradition festgehalten (a. a. O., S. 202); Prof. Dalman hielt sie für entscheidend.

[2] ed. Pal. Pilg. Text. Soc., S. 24.

[3] Zitiert nach PJB II, S. 16.

[4] S. Geyer, Jtin. Hierosol., S. 66.

[5] S. Baumstark, a. a. O., S. 267 ff.

[6] Ebenda, S. 289.

sonntags als „untere Gethsemanekirche“[1] bezeichnet. Wir haben dasselbe Bild wie bei der Silvia, die Unterscheidung der Stätte des Gebets am Abhang des Ölbergs von der Stätte des Verrats am Fuß des Berges. Suchen wir die letztere zunächst festzustellen, so führt die Annahme, daß die Tradition in der Zeit von etwa fünfzig Jahren zwischen dem Besuch des Pilgers von Bordeaux und der Peregrinatio der Silvia nicht gewechselt hat, in die Gegend der Agoniegrotte an der Nordseite des nördlichen Wegs nach Bethanien. Wir sahen, daß diese Lage zu den Angaben der Evangelien stimmt, und würden keine Bedenken tragen, diese Tradition aus der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts bis in die Zeit der Evangelisten zurücklaufen zu lassen. Für die Richtigkeit dieser Annahme spricht auch die Zähigkeit, mit welcher der Name Gethsemane an der bezeichneten Gegend durch die Jahrhunderte gehaftet hat, obwohl seit der Mitte des fünften Jahrhunderts das Grab der Maria und die darüber errichtete Kirche eine hervorragende Rolle an dem Platz spielt, obwohl seit der Kreuzfahrerzeit das heutige lat. Gethsemane seine Ansprüche macht. Die Pilger resp. die Schilderungen des heiligen Landes (aus dem ersten Jahrtausend) finden in Gethsemane die Mariengrabkirche und die Stätte des Verrats nebeneinander.[2] Bei den Arabern hat die Marienkirche geradezu den Namen Gethsemanekirche geführt;[3] noch im vorigen Jahrhundert wird das Grundstück dschesmanīje genannt.[4]

Schwieriger ist eine nähere Bestimmung der Gebetsstätte Jesu. Die Erwägung, daß Jesus keinen vorher bestimmten Platz im Garten aufsucht, daß die Jünger schlaftrunken sind, daß Dunkelheit zur Zeit seines Gebets herrscht, läßt eine genaue örtliche Fixierung seines Gebets von vornherein als unmöglich erscheinen. Die Tradition gibt daher kein einheitliches Bild, wie bei der Stätte des Verrats und der Gefangennahme. Silvia findet, wie wir sahen, um 385 die Gebetsstätte durch eine Kirche bezeichnet; sie muß ein nicht allzu kleines Stück am Berg aufwärts gelegen haben, in Anbetracht der erwähnten Dauer des Abstiegs bis zum Platz der Gefangennahme. Etwa ein halbes Jahrhundert früher kennt Eusebius[5] Gethsemane als ein Grundstück am Ölberg, wo Christus vor seinem Leiden betete und jetzt die Gläubigen eifrig sind zu beten. Nach Hiero-

[1] Ebenda, S. 263 f.

[2] So Theodosius, ed. Geyer, S. 142; Breviarius ebenda, S. 155; Ant. Placent., ebenda, S. 173; der Mönch Bernhard ed. Tobler, cp. XII.

[3] Tobler, Siloah u. Ölberg, S. 145.

[4] Robinson, Pal. I., S. 388, Ritter, Erdk. 16, S. 467, Tobler, a. a. O., S. 145.

[5] Onomasticon, ed. Klostermann, S. 74.

nymus[1] lag dieser Platz ad radices montis Oliveti und eine Kirche ist „jetzt“ darüber erbaut. Bei der zeitlichen Nähe der Silvia möchte man an die von ihr erwähnte ecclesia elegans denken; der Begriff ad radices des Ölbergs würde dann den untern Abhang mit umfassen, wie es wohl möglich ist. Eine Gethsemanekirche neben der Mariengrabkirche wird anscheinend nicht von den Pilgern erwähnt; sie nennen nur die Stätte des Verrats; erst das Typikon[2] kennt eine „untere“ Gethsemanekirche; die „Kirche des Gebets“ in derselben Schrift wird mit der Gebetskirche der Silvia identisch sein. Von einer Kirche am Ölberg (in monte) dort, wo der Herr vor seiner Passion betete und zu den Jüngern sprach: Wachet und betet usw., weiß Willibald[3] im 8. Jahrhundert; auf „dem Berge selbst“ kommt er dann zur Himmelfahrtskirche. Dem Mönch Bernhard[4] wird um 870 „am Abhang“ des Ölbergs der „Platz des Gebets des Herrn zum Vater“ gezeigt. Sehen wir von dem ab, was der Anonymus in den Excerpten des Petrus Diaconus[5] vielleicht in früher Zeit über die Lage des Platzes, „wo der Herr betete, als sein Schweiß wie Blutstropfen wurde“, nahe der Stätte des Martyriums des Stephanus, das wieder nahe der Lehrkirche auf dem Ölberg gelegen habe, sagt, und ebenso von der Angabe des Arculfs[6], der um 670 in der unteren Rotunde der Mariengrabkirche einen in die Wand rechts eingelassenen Stein sah, „auf dem der Herr in der Nacht des Verrats mit gebeugten Knieen betete; auf dem Stein sind die Spuren seiner Kniee wie in weichstes Wachs gedrückt sichtbar“, so läßt sich vielleicht eine vom 4. bis in das 9. Jahrhundert laufende Linie der Tradition behaupten, nach der die Gebetsstätte Jesu am Abhang des Ölbergs, seit Ende des 4. Jahrhunderts durch eine Kirche bezeichnet, gezeigt wurde. Reste dieser „Gebetskirche in Gethsemane“ sind nicht gefunden worden; die Kirchenreste im Gethsemanegarten der Franziskaner[7] können ihre Stätte ebensowenig bezeichnen, als die Agoniegrotte[8]; beide liegen zu

[1] A. a. O., S. 75.

[2] Oriens Christianus 1905, S. 267 ff.

[3] Hodoeporicon, ed. Tobler, cp. XXI, vgl. auch Baumstark, a. a. O., S. 270.

[4] Itinerarium, cp. XIV.

[5] ed. Geyer, Itin. Hieros., S. 109.

[6] ed. Tobler, Itin., cp. XII.

[7] Zu diesen Kirchenresten ist jetzt der gesamte Unterbau einer vollständigen Kirche gekommen, die man südlich vom lat. Gethsemane ausgegraben hat, an einem Platze, auf den auch die griechische Tradition von der Gebetsstätte weist. Ich bezweifle nicht, daß dies die alte Gebetskirche war, und vermute, daß die Schilderung der Silvia vom Abstiege von der Gebetsstätte zur Verratsstätte insofern ungenau ist, als sie darauf bezieht, was eigentlich dem ganzen Abstiege vom Ölberge gelten sollte. D.

[8] S. Baumstark, a. a. O., S. 269.

tief am Berg. Wir könnten etwa an die Gegend der russischen Magdalenakirche denken, deren Lage selbst die Kennzeichnung: am Fuß des Ölbergs, wie Hieronymus sagt, allenfalls vertragen würde. Aber wenn auch die Gebetskirche der Tradition hier irgendwo gelegen hätte, würden die oben angeführten Gründe, die eine einheitliche Lokalisierung fordern, doch für die wirkliche Stätte des Gebets auf die Gegend um die Mariengrabkirche am unteren Abhang des Ölbergs nördlich vom nördlichen Wege auf den Berg führen. In der Einsamkeit dieses Geländes lag das Gethsemane der Evangelien.

Eine Frage bedarf noch der Antwort: Wie ist der heute gefeierte Gethsemanegarten zu seiner Ehre gekommen? Man kann an die Leichtigkeit erinnern, mit der in alter und neuer Zeit Sanktuarien geschaffen werden. Für die Verschiebung Gethsemanes von dem nördlichen Grundstück auf das südlich angrenzende Gelände haben wir eine besondere Erklärung in der Verehrung, zu welcher das Grab der Maria in dem ursprünglichen Gethsemane kam. Man lese den Hymnus, den Sophronius,[1] der Patriarch von Jerusalem, in seiner Verbannung zur Zeit Omars 634—637 auf Gethsemane anstimmt: „Ich würde mich freuen mit Herzensfreude, wenn ich singen könnte von dem Feld, welches den Leichnam der Gottesmutter Maria aufnahm, dem glorreichen Feld von Gethsemane, wo ein Grab gemacht wurde für die Mutter Gottes." Das Leiden Jesu in Gethsemane erwähnt er nicht. Auch bei dem Mönch Bernhard[2] kommt in Gethsemane zuerst die Erwähnung der auch schon von Sophronius dort gepriesenen Stätte der Geburt der Maria, dann die ihres Grabes, zuletzt der Hinweis auf den Verrat des Judas. Als dann Gottfried von Bouillon bei der Mariengrabkirche eine Abtei gestiftet hat, wird Gethsemane „vor den Türen des Klosters" gezeigt.[3] Nicht also hat die Mariengrabkirche den Namen Gethsemanekirche von dem gegenüberliegenden Garten erhalten[4], sondern auf den jetzigen Garten ist der Name übergegangen, als die Verehrung der Maria auf dem ursprünglichen Gethsemanegrundstück keinen ausreichenden Raum ließ für das Gedächtnis Jesu. Aus den Verdunkelungen der Geschichte aber leuchtet wie aus der Nacht, da er verraten ward, nur um so heller das Bild dessen, der in Gethsemane die Kraft findet zum Gehorsam, der ihn in die Hände seiner Feinde und nach Golgatha führt.

---

[1] ed. Pal. Pilg. Text Soc., c. XX.
[2] Itinera, cp. XIII.
[3] Tobler, Siloah u. Ölberg, S. 175. 179 f.
[4] So Ritter, a. a. O., S. 467.



5. Psalm 23 in palästinischer Beleuchtung.

Ein Beitrag zur praktischen Schrifterklärung von Pfarrer Siegesmund in Groß-Mirkowitz.

Hierzu Tafel 5.

1. „Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. 2. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser."

So spricht ein Kenner palästinischen Hirtenlebens. Im heiligen Lande ist es in der Regel nicht möglich, die Herden des Morgens vom Stalle auszutreiben und abends wieder nach Hause zurückzubringen. Die Weideplätze sind vielfach sehr entlegen, und die Nahrung dort ist oft kärglich, so daß es geschickter und umsichtiger Leitung durch den Hirten bedarf. Zunächst muß Futter und dann Wasser gesucht werden, denn häufig findet man beides nicht zusammen, sondern die Herde hat von dem einen zum andern weite Wege zurückzulegen. Daher unterscheidet man im Tageslaufe einer palästinischen Herde Marschzeiten, Weidezeiten, Ruhezeiten am Wasser (mittags, vgl. Hoheslied 1, 7, und abends). Unter der Hut Gottes mangelt es an nichts. Er weidet erst auf einer grünen Aue und führet dann zum frischen Wasser.

„Frisches Wasser" bezeichnet nicht die sprudelnde Quelle im Gegensatze zum reißenden Strome oder zum stehenden Gewässer, sondern das Wasser der Ruhe, der Erholung, an dem sich die Herde erfrischt und erquickt. Vgl. Jes. 49, 10: ihr Erbarmer wird sie führen, und wird sie an die Wasserquellen leiten.

Eben dadurch

3. „erquickt er „meine Seele", vollerer Ausdruck für „mich"; er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen."

Die Führung einer palästinischen Herde geschieht mit der Stimme oder mit Steinwürfen, zuweilen auch noch mit der Schleuder, die von jeher (1. Sam. 17 David) zur Ausrüstung des Hirten gehört. Bei dem engen persönlichen Verhältnisse, in das der Hirt infolge längeren Zusammenlebens zu seiner Herde tritt, kennen die Schafe seine Stimme. Kein

Tier würde der Stimme eines anderen Hirten folgen (Joh. 10, 4. 5. 14). Selbst wenn, wie es manchmal vorkommt, mehrere Herden unter verschiedenen Hirten denselben Weg machen, lassen sich die einzelnen Schafe sehr bald von ihrem Hirten aussondern und sammeln. „Der mich liebet, der mich kennt und bei meinem Namen nennt." Nicht immer, aber doch zuweilen haben alle Tiere Namen, die der Hirte ihnen gegeben hat und die nur er kennt. Man unterscheidet Treibrufe, wenn der Hirte folgt, Lockrufe, wenn er vorangeht, Schreckrufe, wenn die Schafe sich zerstreuen. Wenn ein Leittier vorhanden ist, ruft der Hirt zunächst dieses, dem die übrigen Tiere folgen. In seinem Palästinischen Diwan, Seite 38, teilt Prof. Dalman nach Angaben eines Bauern ein Lied aus dem ʿadschlūn mit, worin ein Leittier Widerspruch erhebt, daß es geschlachtet werde, mit der Begründung, daß es immer gehorsam gewesen sei:

„Denkst du nicht an die Zeit des Schlummers, (d. h. als nach dem Schlummer, der Ruhe wieder aufgebrochen werden sollte), du rufst mir und ich komme zu dir sogleich, schneller als das Werfen des Steins und rascher als das Abschießen der Schleuder".

Hunde sind bei den Herden wohl zuweilen vorhanden, dienen aber weniger zum eigentlichen Hüten, als zur Bewachung in der Nacht.

„Auf rechter Straße", wörtlich übersetzt: auf rechten Gleisen, nicht im sittlichen Sinne, wie der Kirchenvater Hieronymus meinte, semitae justitiae, Pfade der Gerechtigkeit, sondern in örtlicher Bedeutung: Wege, die wirklich zum Ziele, zur Weide, zur Tränke führen und sich nicht etwa in der Einöde verirren, wie es in dem Wirrsal palästinischer Hügel und Täler der Wüste leicht geschehen kann.

„Um seines Namens willen". Weil er in Wahrheit der rechte Hirt heißt, kann er gar nicht anders als auf rechter Straße führen, vgl. das neutestamentliche: er bleibet treu, er kann sich selbst nicht leugnen, 2 Tim. 2, 13.

4. „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, eig. Todesschattental, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir. Dein Stecken und Stab tröften mich!"

Wer palästinische Gebirgswege kennt mit ihren oft steilen Windungen, an Abgründen vorüber, über Felsgestein und Geröll, der weiß auch, daß man auf ihnen im Finstern nicht reisen kann, ohne sich der Gefahr auszusetzen, Schaden zu nehmen. Zur Zeit des ṛiāb esch-schems, des sich Entfernens der Sonne, wie der Araber den Sonnenuntergang bezeichnet, wünscht jeder deshalb gern daheim oder bei Gastfreunden zu sein. Es ist nicht so sehr der Temperaturwechsel, der empfindlich ist. Vor allem sieht man den Weg nicht mehr. In den Tälern schwindet

naturgemäß das Tageslicht früher als auf der Höhe. Auf einem Ritt durch das wādi buwāi hatten wir bei Biddu eben noch in der Ferne hoch oben das jerusalemer Syrische Waisenhaus im Glanze der Abendsonne schimmern sehen, unten im Talgrunde war die Helligkeit schon sehr bald verglommen. Dabei ist die Zeit zwischen dem eigentlichen Sonnenuntergange und dem Eintritt der Dunkelheit, „die Zeit zwischen den Sonnen", sehr kurz. Besonders bei sternklarem Himmel hat man häufig den Eindruck, als sei es mit einem Ruck Nacht geworden. Fehlen nun auch dem Gebirge des heiligen Landes finstere Wälder, so durchleuchtet doch das Sternenlicht, das sonst den Pfad für Landeskundige selbst des Nachts vielleicht erkennbar macht, nicht die Schatten der engen Täler.

Jedoch ist es nicht die Finsternis allein, die den nächtlichen Wanderer besorgt machen könnte. In den engen Schluchten können Räuber hausen und wilde Tiere, und das finstere Tal kann ihm zum Todestal werden. Indessen fürchtet er kein Unglück, weil der Herr als sein Hirte mit seinem Stecken und Stabe ihn tröstet. Die palästinischen Hirten sind bewaffnet, da sie die Herden vor räuberischem Überfall und wilden Tieren zu schützen haben. Neuerdings tragen sie meist Flinten; ihre herkömmliche Waffe jedoch ist der dabbūs, ein keulenartiger Stock, 60 bis 70 Zentimeter lang, dessen runder oder ovaler Kopf öfters mit Nägeln gespickt ist, oder die ʿaḳafe, ein krummer Knüttel, der weit geworfen werden kann. Dieser Hirtenstock, den der junge David selbst getragen hat (1. Sam. 17, 40. 43), ist hier gemeint, und zwar bezeichnen Stecken und Stab nicht zwei verschiedene Dinge, sondern eine und dieselbe Sache. Der Dichter gebraucht nur, um seine Worte volltönender zu machen, zwei Ausdrücke. Der Stecken oder Stab dient also dem Hirten nicht zur Stütze. Wie sollte die auch dem Schafe Trost gewähren? Auch einen Stab zur Leitung der Herde hat man sich darunter nicht vorzustellen. Es mag gelegentlich vorkommen, daß der Hirt einmal mit seinem Stocke einem Tiere einen Stoß versetzt, in der Regel aber geschieht, wie bereits erwähnt, die Leitung auf andere Weise, und der Hirtenstab ist in Wirklichkeit eine gefährliche Waffe. Darum tröstet sich auch der Psalmist in Vers 4 damit wie einer, der den Träger einer starken Keule zu seinem Schutze an seiner Seite weiß und sich vor jeglichem Angriff durch Mensch oder Tier sicher fühlt. Der abendländisch-kirchlichen Vorstellung von dem Hirtenstabe als einem äußeren Zeichen für die Leitung der Herde fehlt also in dem palästinischen Hirtenleben die tatsächliche Begründung.

5, 6. „Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde. Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein.

Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und werde bleiben im Hause des Herrn immerdar."

Das Bild des Hirten wandelt sich in das ebenso echt orientalische Bild des Gastfreundes, der den Wandrer unter den Schutz seines Hauses nimmt und ihm nicht bloß Stillung von Hunger und Durst bietet, sondern überfließende Fülle des Genusses. Nicht wie ein Bettler, sondern wie ein hochgeschätzter Freund wird der Fremdling bewirtet. Noch immer steht es dem Palästiner fest, daß dem Gast das Beste geboten werden muß, was das Haus vermag.[1]

Ebenso labt der Herr nicht nur die Seinen, sondern er überschüttet sie mit leiblichen und geistlichen Segnungen. Wen er in seine Hut genommen hat, dem rüstet er als freundlicher Wirt reichlich das Mahl, ohne daß die Feinde es hindern dürfen, so wie es David und den Seinen zu Mahanaim geschah durch Sobi, Machir und Barsillai (2. Sam. 17, 27—29).

Die uralte israelitische Sitte, das Haupt des Gastes vor der Mahlzeit mit Öl zu salben, die hier in Vers 5 und Luk. 7, 46 von dem Heilande erwähnt wird, findet sich heutzutage im heiligen Lande nicht mehr. Auch sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß die von Bauer in seinem „Volksleben im Lande der Bibel" vertretene Ansicht, das Salben des ganzen Körpers mit Öl sei auch jetzt noch wie vor Zeiten in Israel (5. M. 28, 40, Ps. 92, 11) unter den palästinischen Arabern, die dadurch Kraft und Stärke zu erlangen glaubten, gebräuchlich, mir als nicht zutreffend bezeichnet wurde. Nur zu Heilzwecken kommt noch Salbung zur Anwendung.

Wertvoller als irdisches Heimatsgefühl und leibliche Erquickung ist die geistliche Speisung im Tempel des Herrn (Vers 6). Zum Hause Gottes wird der fromme Sänger wiederkehren, zu den lieblichen Wohnungen des Höchsten, nach dessen Vorhöfen seine Seele verlangt und sich sehnt, worin einen Tag zu weilen besser ist denn anderswo tausend (Ps. 84), zu schauen die schönen Gottesdienste sein Leben lang. Wohl darum allen, denen Gott Hirte und Gastfreund ist!

---

[1] Vgl. PJB 1906, S. 52 ff.





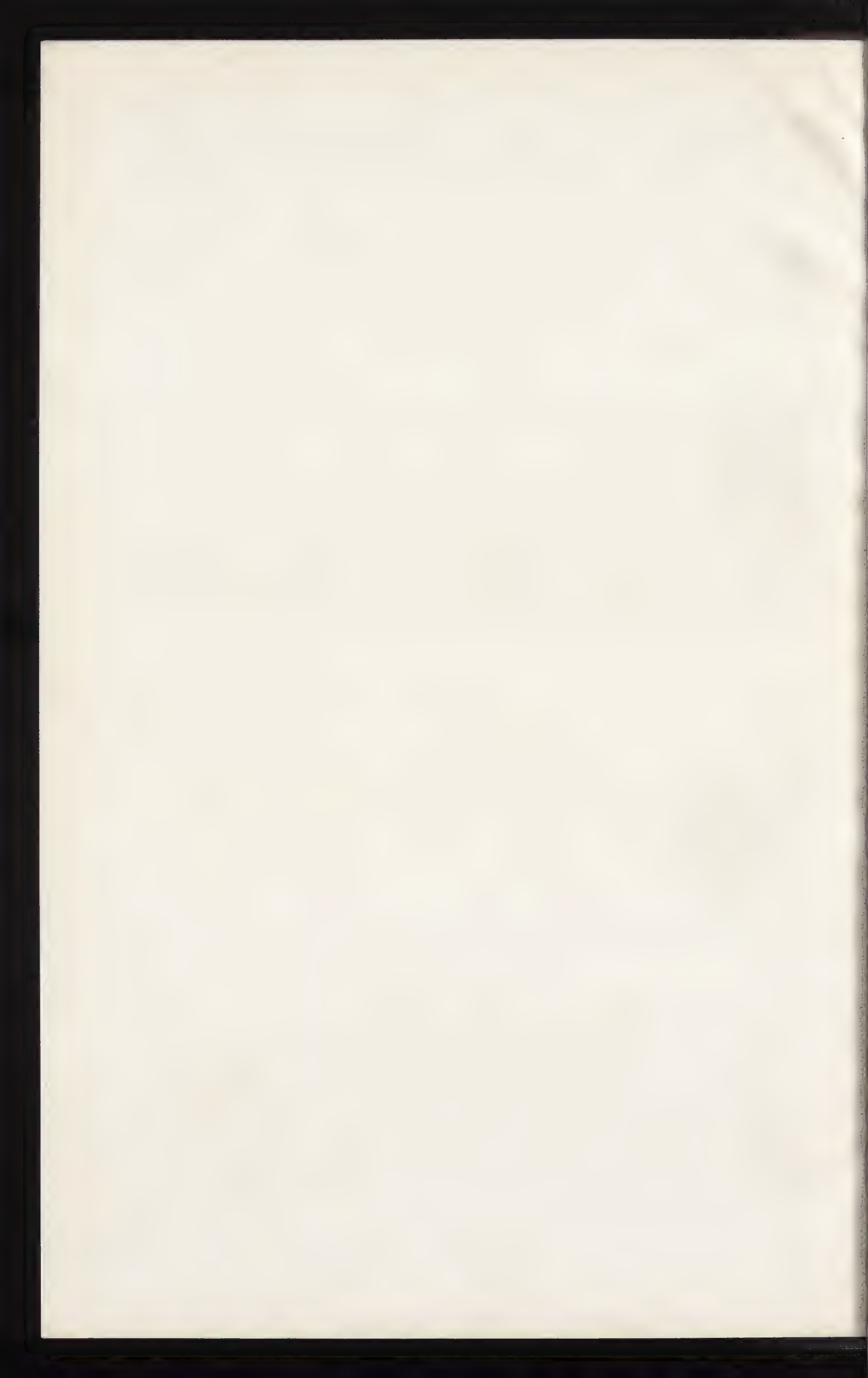
1. Schafherde in Marschkolonne (wādi ṣīr).

Aufnahme von G. Dalman.



2. Schafherde am Wasser (wādi ṣīr).

Aufnahme von G. Dalman.





6. Zu Psalm 42, 7. 8.

Von Professor G. Dalman.

V. 7: „Mein Gott, betrübt ist meine Seele in mir; darum gedenke ich an dich im Lande am Jordan und Hermonim, auf dem kleinen Berg."

Julius Boehmer hat in Studien und Kritiken 1908, S. 613—622, eine sorgsame Erörterung von Psalm 42, 7 veröffentlicht, wonach bei dem Lande des „Jordans und der Hermone", aus welchem der Psalmist traurig, aber sehnsuchtsvoll seines Gottes gedenkt, an das Gebiet zwischen Hermon und ḥūle-See, bei dem „kleinen Berge" an irgend eine Höhe im dscholān oder Obergaliläa zu denken sei. Mir will scheinen, daß es jedenfalls nicht erlaubt ist, mit dem „kleinen Berge" vom Hermon und Jordan weitab zu gehen. Wer sich im Lande des Jordans und der Hermone befindet, weilt auf der Ostseite des ḥūle-Gebietes. Damit ist gegeben, daß Obergaliläa hier auszuschalten ist, zumal es auch schwer sein würde, dort den „kleinen Berg" zu finden, der gegenüber den Hermonen zu nennen wäre. Bei dem Lande des Jordans und der Hermone denkt man zuerst an die Landschaft von bāniās und tell el-ḳāḍi, man wird also den „kleinen Berg" in ihrer Nähe zu suchen haben.

Der hebräische Text redet in Wirklichkeit nicht von einem „kleinen Berge", sondern von dem Berge (von) miṣʿār, dem Berge (von) „Klein". Wir haben nun drei Kilometer südlich von bāniās auf einer Höhe von 814 Meter die Ortschaft zāʿōra. Das ist genau das aramäische zāʿōrā „klein", womit ebenso hebräisch ṣāʿīr wie miṣʿār wiederzugeben war, was denn auch die syrische Übersetzung in ṭūr zāʿōrā richtig anwendet. Der Berg von zāʿōra, d. h. der nordwestliche Ausläufer der Hochebene des dscholān, bildet dem Hermon gegenüber den südöstlichen Abschluß der Landschaft von bāniās, des Kessels des jungen Jordan, dem von Osten her sein bedeutendster Nebenfluß, der nahr es-saʿār, zuströmt. Die an zāʿōra grenzende Quelle ʿēn fīt, an der eine Ortschaft gleichen Namens liegt, sendet

ebenfalls ein Bächlein in den Kessel hinab. Dieser Kessel mit einem in Palästina beispiellosen Wasserreichtum ist offenbar das Land, in welchem der Psalmdichter sich befindet. Es wird nicht zu kühn sein anzunehmen, daß miṣʿār der alte Name von zāʿōra war, als Ortsname dem bekannten ṣōʿar am Südende des Toten Meeres verwandt, und man hätte also in Ps. 42, 7 zu übersetzen: „vom Berge von miṣʿār." Es ist sehr möglich, daß die von Jerusalem Geflüchteten, denen der Psalmist angehört, gerade auch hier oben in zāʿōra und ʿēn fīt ihre Zufluchtsstätten hatten.

Es ist nicht zufällig, daß der Sänger in V. 8 fortfährt: „Eine Flut ruft der andern bei dem Rauschen seiner Wasserfälle." Gerade die Wasserfälle und Stromschnellen der Gegend von bāniās erregen in ihrer Fülle und Macht stets das Staunen des Judäers, der sie besucht.

Da sind die drei Fälle des nahr es-saʿār, der oberste bei el-mesʿadi, nicht weit von birket rān, dem alten Phiala-See, die beiden anderen im wādi ḥōschaba. Von ihnen ist der unterste der imponierendste. Zwischen zerklüfteten Felsen stürzt der Bach in zwei Strahlen in einen kleinen Kessel, aus dem er gleich wieder ein zweites Mal, wenn auch minder tief, hinabspringt (s. die Abbildung auf Tafel 2 in PJB 1905). In wildem Sturz eilt auch der Jordan unterhalb der Brücke von bāniās tief hinunter zur Vereinigung mit dem rauschenden nahr es-saʿār. Ein in Palästina seltenes Tosen und Brausen umfängt hier machtvoll die Sinne. Unser Land ist zwar nicht so arm an Wasserfällen, als die meisten meinen. Der hübsche Fall des „Flohflusses" unterhalb von el-muṭelle, der majestätische Sturz des nahr er-ruḳḳād bei der Brücke dieses Namens[1] mit den anderen Fällen der Quellflüsse des Jarmuk und der schönen Stromschnelle desselben Flusses kurz vor seiner Mündung in den Jordan, der liebliche Mühlfall bei dscherasch, der tiefe Sturz des sēl es-seliḥi in der belḳa[2], der zarte Schleier, den das Bächlein der Mosesquelle am Nebo vor einer dunkeln Grotte webt, ehe es, durch Gebüsch versteckt, in eine tiefe Schlucht hinabspringt[3], der prächtige Fall der „weißen Quelle" unterhalb von eṭ-ṭafīle und der Wasserfall von bṣēra im Lande Edoms — sie alle sind im „dürren" Palästina wie ein Wunder Gottes. Aber dem Jerusalemer sind sie fremd. Er kennt nur das Murmeln und Plätschern des Bächleins, das von der Quelle des alten Para (vgl. Jerem. 13, 4 ff.) ab viermal in demselben Tallauf zutage tritt, und vor allem das leise Rieseln des Wassers von Siloah, wenn es nach lautlosem Fluß durch den des Gefälles entbehrenden Felsen-

[1] PJB 1908, S. 114.

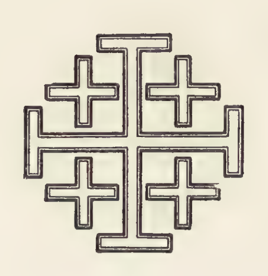
[2] S. in diesem Jahrgang Abbildung 2 auf Tafel 3.

[3] PJB 1908, Tafel 7, Abb. 1.

tunnel zur Bewässerung der ehemaligen Königsgärten ins Tal hinabeilt (vgl. Jes. 8, 6), sowie die winterliche Wasserader des unteren Kidrontales.

Dem exilierten Psalmsänger erscheinen deshalb die mächtigen Wasser bei bāniās schreckenerregend. Sie erinnern ihn nur an die Allgewalt des Gottes, der ihn in diese Wildnis der Berge und Wasserfälle verschlagen hat. „Alle deine Wogen und Wellen gehen über mich." Statt in der Üppigkeit der grünen Landschaft mit ihren Eichen, Platanen, Weiden und Pappeln zu schwelgen und sein Auge an den blendenden Schneefeldern des langen Grates des Hermon zu weiden, erinnert die Wasserfülle des Talkessels ihn nur an seinen unstillbaren Durst nach dem auf Zion thronenden Gott, in welchem er der Hirschkuh gleicht, die nach Wasserbächen schreit (Vers 2). Judas Berge mögen felsig sein, kahl und wasserarm; aber wenn ihn Gott vom wasserreichen Lande des Jordan und der Hermonim, vom Berge von miṣʿār, dorthin zu seinem heiligen Berge zurückführt, wird er ihm auf der Harfe danken, daß er „seines Angesichtes Hilfe und sein Gott ist".





III.

Von unsern Reisen.





Durch das Land der Judäer und der Philister.

Von Pastor Rotermund in Lehrte.

Hierzu Tafel 6.

I. Nach Hebron.

Am Morgen des 25. März 1908 waren wir aus Jerusalem abgeritten. Das Ziel des ersten Reisetages war Hebron. Bis zu den salomonischen Teichen hin war uns Weg und Gegend von früheren Ausflügen her wohl bekannt. Wer einmal in der wunderbaren alten Geburtskirche von Bethlehem gestanden und einmal Gastfreundschaft im Pfarrhaus der Weihnachtskirche genossen hat, reitet gern öfter hinaus zur Stadt Davids. Und wer vermöchte jemals sich satt zu sehen an den reizvollen Bildern, die auf diesem Wege in schneller Folge einander abwechseln! Wenn von der Höhe des mār eljās der Blick weit über Täler und Kuppen schweift, wenn die graue Steinmasse von Bethlehem herübergrüßt und die weißen Häuser und die dunklen Olivenwälder des hochgelegenen bēdschāla!

Bei Bethlehem werden die Reste der altrömischen Wasserleitung besichtigt. Da hören wir das Präludium einer Melodie, die uns im weiteren Verlauf dieser Reise noch gewaltig in die Ohren brausen sollte. Von der Macht und Bedeutung des weiland römischen Weltreiches ist manches Lied gesungen. Um zu verstehen, was die Römer an Kulturarbeit geleistet haben, muß man die Zeugen ihrer Tätigkeit in den entlegenen Gegenden des entlegenen Syriens abhören. Die Trümmer von Hippos im Norden, die Ruinen von Gerasa im Ostjordanland reden noch deutlicher als die Steine auf dem Forum in Rom von der lebenspendenden Kraft dieses Reiches, das blühende Städte schuf an Orten, wo jetzt der Beduine reitet. Und die Wasserleitung von Bethlehem ist als kulturhistorisches Dokument vielleicht wichtiger und interessanter als der größte Aquädukt in der Campagna.

Bei den Quellen von eḏ-ḏirwe — dem Philippusbrunnen der älteren Tradition — wird das erste gemeinsame Mittagsmahl unter

freiem Himmel gehalten. Nach der Mittagspause wird noch zweimal haltgemacht. Zuerst bei dem östlich der Straße gelegenen rāmet el-chalīl. Die alte Tradition verlegt hierher den Hain Mamre. Lagen von gigantischen Quadern beweisen, daß sich hier allerdings einmal ein wichtiges Heiligtum befunden hat. Sie bringen dem Beschauer eindrucksvoll zum Bewußtsein, welche Rolle im Volksleben dieses Landes die Religion gespielt hat. Aber die steinernen Zeugen verschweigen mehr als sie enthüllen. Sie hüten ihr Geheimnis und sagen der Forschung, daß die Geschichte größer ist als alle Wissenschaft. Vielleicht gelingt es noch einmal, das Rätsel zu lösen, das die Ruinen des Abrahamshauses aufgeben. Das alte Mamre wird man sicherlich an anderer Stelle suchen müssen. Ob da, wo jetzt im Garten des russischen Hospizes Eisengitter und unschöne Wellblechdächer den absterbenden heiligen Eichbaum schützen? Wer auf Milieu und Stimmungen Wert legt, kommt hier auf seine Rechnung. Ein schöner Hain von Eichen, Aleppokiefern und Zypressen lädt zu schattiger Rast ein und gibt den biblischen Erinnerungen Anknüpfungspunkte und Farben. Am Rande des Wäldchens lagernd, hören wir die Geschichte, die das 18te Kapitel der Genesis erzählt.

Um 4 Uhr nachmittags reiten wir in Hebron ein. Unsere vier Zelte stehen auf dem grünen Anger, der sich südlich des alten Begräbnisplatzes vom türkischen Quarantänehospital zur großen Straße hinunterzieht. In einem, das zugleich als Speiseraum dient, wohnt das Hauptquartier. Die Institutsmitglieder werden zu je dreien auf die beiden Wohnzelte verteilt. Das vierte Zelt dient der Küche — hier schaltet mit Kisten und Töpfen der heißblütige Jusuf, hier feilscht er mit den Einwohnern des Landes um den Preis von Eiern und Kohl, hier kämpft er den häuslichen Krieg mit den Kameraden vom Train. Zu unserem Empfang hat sich die Jugend von Hebron eingefunden. Sie benimmt sich dreister, als unseren Jusufs und Abeds lieb ist, und sie eröffnet, nachdem man sie von den Zelten fortgewiesen, alsbald ein heftiges Steinbombardement. Die Sache wird so arg, daß wir erleichtert aufatmen, als die bewaffnete Macht erscheint, um den Schutz unserer Person und unseres Eigentums zu übernehmen. Um 5 Uhr machen wir, begleitet von einem Soldaten, einen Rundgang durch Hebron. Unaufgefordert schließt sich uns ein großer Troß an, der sich erst zerstreut, als der Soldat unter wilden Gesten der Gesellschaft unerfreuliche Mitteilungen über ihren Familienstammbaum macht. Bei dem gut erhaltenen Sultansteich überschreiten wir das wādi el-chalīl und schlagen den Weg nach dem ḥaram ein. In den Straßen hockt in auffallend langen und dichten Reihen die männliche Einwohnerschaft an den Häusern entlang. Wo-

rüber debattieren diese Leute, und was treiben sie, wenn sie nicht debattieren? Arbeiteten sie in Laden und Werkstatt, ehe sie sich hier niederließen? In der Tat ists in den sūḳ schon still. Die meisten Läden sind bei eben anbrechender Dämmerung bereits geschlossen. Die eigentlichen Marktstraßen sind stark überwölbt, und durch die in Zwischenräumen an der Decke angebrachten vergitterten Öffnungen dringt nur spärliches Licht ein. Das Pflaster ist holprig und schlüpfrig, und man muß einige Vorsicht aufwenden, um bei dem herrschenden Halbdunkel nicht zu Fall zu kommen und rechtzeitig die durch das Ansteigen des Geländes bedingten Stufen wahrzunehmen. Da der ḥaram, welcher die Gräber der Erzväter in sich schließen soll, nicht zugänglich ist, müssen wir uns darauf beschränken, das berühmte Heiligtum von außen zu besehen. An den Portalen im Südosten und Nordwesten ist mittelalterliche Arbeit erkennbar. Von der Anhöhe nordöstlich des ḥaram gewinnt man einen Überblick über die Gruppierung der Gebäude. Der obere Teil der Moschee und die Kuppeln einiger Nebengebäude werden sichtbar. Deutlich unterscheidet man in der Umfassungsmauer die stark und sorgfältig gebaute ältere Schicht von der jüngeren, die vielleicht von Anfang an mehr gegen den bösen Blick als gegen Wurfgeschosse schützen sollte. Vergeblich versuchen wir den Quadern der älteren Mauerschicht ihr Geheimnis zu entlocken. Randschlag und Bosse sind mehrdeutig, und sonstige Kennzeichen der Entstehungszeit sind nicht festzustellen. So müssen wir, ohne das große Rätsel gelöst zu haben, zu unseren Zelten zurückkehren.

Zunehmender Westwind hat inzwischen einen leichten Sprühregen und erhebliche Abkühlung gebracht. Schnell bricht die Nacht herein. Im Zelte des Hauptquartiers ist eine lange Tafel aufgeschlagen, und die Pfeife des Führers ruft die Reisegenossen zusammen, um Jusufs Kochkunst zu prüfen. Sie erscheinen mit ihren Feldstühlen, bald klappern Messer und Gabeln auf den Metalltellern, und bei angeregter Unterhaltung verfliegt schnell die Stunde des ersten Symposions, bei dem zwar der Wein, aber nicht Scherz und Fröhlichkeit fehlt. Nach dem Essen hinaustretend, freuen wir uns an dem prächtigen Anblick, den das uns gegenüber am Berge aufsteigende, mit vielen Lichtern geschmückte Hebron gewährt. Aber hier oben — 930 Meter über dem Meere — weht der Nachtwind kalt. Er treibt uns in die Zelte, und obwohl ein jeder sich wohl versehen hat mit allerlei, was zum Einwickeln und Zudecken dient, will doch Mancher auf seinem Lager nicht recht warm werden und sinnt in schlaflosen Stunden auf neue unerhörte Nachtkostüme.

II. Zum Beduinenland.

Der nächste Morgen findet uns früh im Sattel. Ein kurzes Stück in nordwestlicher Richtung auf der Jerusalemer Straße zurückreitend, biegen wir links ab und wenden uns, den ḍahr abu-r-rummān umgehend, südwestlich auf eḍ-ḍaharīje zu. Beim Aufbruch vom Zeltplatz leistet sich ein Institutsmitglied eine unfreiwillige Extratour. Die Bewohner von Hebron haben einige Stuten dicht neben unserem Sattelplatz auf die Weide getrieben und sehen gleichmütig zu, wie der Reitersmann sich mit Mühe auf seinem begeistert den schlüpfrigen Abhang hinuntergaloppierenden Hengste hält. Desto aufgeregter sind unsere Mukaris. Sie schreien aus vollem Halse ihr „kurbādsch" (Peitsche)! und versuchen den Durchgänger auf den Pfad der Pflicht zurückzubringen, was schließlich auch gelingt. Ernste Unfälle beim Reiten sind auf der ganzen Reise nicht zu verzeichnen gewesen. Das erforderliche Lehrgeld war bereits auf den kürzeren Sonnabendausflügen gezahlt. — In der näheren Umgebung Hebrons ziehen vor Allem die wohlgepflegten Baumgärten unsere Aufmerksamkeit auf sich. Nirgends im ganzen Lande sahen wir besser in Stand gehaltene Weinberge als hier auf den Höhen westlich von Hebron. Außen von verhältnismäßig hohen Mauern umgeben, drinnen sorgfältig von Unkraut gereinigt, zeigen sie, daß die Einwohner der berüchtigten Stadt noch mehr können als mit Steinen werfen. Die Weinstöcke, die sonst auf dem Boden zu liegen pflegen, werden hier durch niedrige Stützen schräg emporgehalten. Auch an Feigenbäumen, Oliven, Granatapfel- und Mandelbäumen fehlt es nicht. Aber schon nach kurzem Reiten haben wir wieder die für Westpalästina charakteristische baumlose Landschaft vor uns. An steilen Hängen terrassenförmig angelegte Getreidefelder, und je weiter nach Süden, desto mehr Weide- und Öde-Land.

Nach zweistündigem Ritt machen wir halt, um eine links am Wege befindliche alte Grabanlage zu besehen und auszumessen. Es handelt sich um ein System von Felsenkammern, wie es bei Jerusalem häufig vorkommt. Die Kammern liegen nebeneinander, und nur die zweite, deren Eingang sich in der rechten Seitenwand der ersten befindet, scheint zu Begräbniszwecken benutzt zu sein. Sie enthält 6 Schiebegräber. Die vordere Kammer weist zwar auch nischenartige Vertiefungen auf. Aber schon deren Maße machen unwahrscheinlich, daß es sich um unvollendete Schiebegräber handelt. Der Raum zeigt auch sonst Spuren späterer und dem ursprünglichen Zweck der ganzen Anlage fremder Benutzung. Neben dem Haupteingang sind zwei Seitentüren durchgebrochen. An der Rückwand befindet sich eine schornsteinähnliche Vorrichtung. Vorn an der Außenfront sind über den Türen Löcher gehauen, in denen wahrscheinlich

die Dachbalken eines der Kammer vorgebauten Hauses geruht haben. Rätselhaft bleibt, warum bloß die jüngeren Seitentüren und nicht auch der Haupteingang mit einer Schließvorrichtung versehen gewesen ist. Aber auch von solchen Einzelheiten abgesehen, stellt diese Grabanlage mitten in der Einsamkeit und Wildnis allerlei Probleme. Nachdem wir den steinernen Tatbestand festgestellt haben, setzen wir den Ritt nach Süden zu fort.

Zu beiden Seiten des Weges haben wie jetzt unbestellte Flächen. In der Formation des Geländes tritt eine deutliche Änderung ein. Die steilen Kuppen und tiefen Täler des Gebirges Juda machen flacheren Höhen und Senkungen Platz. An Stelle der Terrassen erscheinen sanftere Umrisse. Zwar ist auch hier an Fels und Stein kein Mangel. Aber der steinerne Unterbau verbirgt sich doch mehr; man sieht seine Rippen nicht so deutlich durchschimmern. In Folge der flacheren Profile ist weniger Erdreich weggeschwemmt. Auf dicht mit Gras bewachsenen Abhängen ruhen große Felsplatten, als lägen sie nur zufällig dort. Die Gegend nimmt ein Aussehen an, wie es unbewaldeten Höhen des deutschen Mittelgebirges eigen ist, und die deutschen Augen freuen sich an dem Anblick weiter grüner Flächen, den sie so lange entbehrt haben. Aus dem hohen Grase und zwischen weißen Felsblöcken reckt sich stattliches Gebüsch. Vor allem die palästinensische Eiche, hier in Gesträuchform auftretend, hilft die Gegend beleben. Sie trägt ein gescheckes Kleid, neben dunkelgrünen Blättern auch ganz hellfarbige — ein Nebeneinander, wie es die deutsche Eiche zur Zeit der Johannistriebe zeigt. Aber hier wird aus dem Nebeneinander ein Nacheinander. Das dunkelgrüne Gewand ist das vorjährige Laub, das nun allmählich den frischen Blättern weichen muß. Neben den Eichen stehen vereinzelt Johannisbrotbäumchen, — auch sie mit hellen Trieben geziert. — Leider wird uns der Naturgenuß bald durch Regen empfindlich gestört. Die kalten Tropfen schlagen, vom Winde gepeitscht, hart wie Hagelkörner auf, und die Pferde werden unruhig und suchen durch allerlei Manöver ihre Augen gegen die himmlischen Wurfgeschosse zu schützen — besonders als es kurz vor eḍ-ḍaharīje scharf gegen den Wind angeht. Hier biegt der im allgemeinen südwestlich laufende Weg direkt nach Westen um. Aber nur einige hundert Schritt noch, und Roß und Reiter finden hinter den Häusern des Dorfes Schutz gegen Wind und Regen.

Eḍ-ḍaharīje liegt in der Vorpostenlinie der bäuerlichen Kultur. Auf dem südlichen Abfall des Gebirges ist es das am weitesten ins Beduinenland vorgeschobene Dorf. Und stärker als in der unmittelbar nördlich angrenzenden Landschaft macht sich hier noch einmal das Gebirge

geltend. Steil erhebt sich über dem Talgrunde der Abhang, an den sich die wenigen, armseligen Häuser des Dorfes lehnen. Weit sieht man von oben in das wādi el-chalīl hinab. Aber so weit der Blick reicht, nirgends trifft er auf Dorf und Haus. Jenseits der Feldflur von eḍ-ḍaharīje beginnt die Welt der Beduinen. — In einem Hause des Ortes wird uns zu Ehren ein großes Feuer angezündet, an dem wir samt unseren nicht mit Regenpelerinen versehenen Troßknechten uns zu wärmen und zu trocknen suchen. Der lange Negerknabe dschumʿa scheint unter der Kälte besonders zu leiden. Er ist förmlich grau geworden, und durch die nassen Kleider zeichnen sich seine mageren Körperformen mit erschreckender Deutlichkeit ab. Draußen vor der Tür hat sich das bei solchen Gelegenheiten nie fehlende Publikum eingefunden. Die Leutchen haben Zeit, uns gründlich zu mustern; denn es gilt den Troß abzuwarten, um mit ihm über den Ort des Zeltlagers zu verhandeln. Jeder Blick auf den regenschweren Himmel oben und auf die bereits schlüpfrig gewordenen rötlichen Wege unten sagt uns, daß wir an diesem Abend schwerlich in Beersaba zelten werden. Und als der Troß endlich gegen 1 Uhr nachmittags in eḍ-ḍaharīje eintrifft, weisen in der Tat die ihn begleitenden Mukaris jeden Gedanken an Beersaba weit von sich. Sie erklären kategorisch, höchstens noch bis zu einer etwa 2 Stunden südlich von eḍ-ḍaharīje gelegenen Wasserstelle vorrücken zu können. Die Frage ist nur, ob es dort wirklich Wasser gibt. Es dauert ziemlich lange, bis wir darüber Auskunft erhalten. Da diese günstig lautet, wird der Weitermarsch angetreten, und noch vor 4 Uhr können wir uns überzeugen, daß man uns recht berichtet hat. Hart rechts am Wege unter dem Hügel der chirbet ṭāṭre findet sich eine Zisterne. Ihr Wasser sieht nicht gerade lecker aus. Aber wozu Flüssigkeiten analysieren, die man schließlich doch trinkt! Sehen wir uns lieber, den Train erwartend, die Umgebung des Platzes an, auf dem wir die Nacht zubringen wollen. Im Grunde des Tales läuft ein wasserloses Bachbett mit steilen, etwa ein Meter hohen Lehmwänden. Östlich breiten sich ziemlich eben die Felder derer von eḍ-ḍaharīje. Im Westen und Süden steigt das Gelände stark an, und für längere Zeit zum letztenmal gibt es hier Gelegenheit zu Turnübungen an hohen Steinblöcken. Auf dem Sattel, der den Hügel der chirbet ṭāṭre nach Westen zu mit den parallel streichenden Ausläufern des Gebirges verbindet, werden einige Grabeingänge festgestellt.

Da klingt unten die Schelle des Leittieres, das den Troß führt, und im Bachtal beginnt ein geschäftiges Treiben. Die Lasttiere werden ihrer schweren Bürden entledigt, und bald stehen die Zelte aufgerichtet. Musa und Faris schleppen sich mit Betten, Stühlen und

anderem Wohngerät. Jusuf hockt vor der Tür seiner Hütte und läßt aus dem als Herd dienenden großen Eisenrost verheißungsvollen Rauch aufwirbeln. Im Talgrund neben den Zelten weiden die Reit- und Lasttiere. Sie bilden eine ganz stattliche Herde — von unserem Beobachtungsposten am Berghange zählen wir 31 Tiere. Dieser unser Reichtum an mancherlei „Mäulern" ist auch in eḍ-ḍaharīje nicht unbemerkt geblieben. Der Besitzer der in der Nähe der Wasserstelle gelegenen Felder ist trotz des weiten Weges mit herausgekommen. Er fürchtet offenbar für seine gerade im Halm stehende Gerste. Mit scharfem Auge beobachtet er die grasenden Tiere — aber auch unseren Hausrat und die transportablen Gegenstände unseres Privatbesitzes. Schließlich macht er sich doch nützlich, indem er uns unaufgefordert zur chirbe oberhalb unseres Lagers geleitet. Der ganze Hügel ist dicht mit Gras und Kraut bewachsen. Man geht bis an die Kniee im grünen Gestrüpp, das alle Unebenheiten des Terrains verbirgt und hie und da tiefe Löcher maskiert. Oben kommt man auf eine langgestreckte, verhältnismäßig ebene Fläche, die deutliche Spuren früherer Besiedelung aufweist. Die Grundmauern auffallend stark gebauter Häuser sind sichtbar. Neben einigen leidlich erhaltenen großen Zisternen finden sich andere, die scheinbar später, mit seitlichem Eingang versehen, als Viehstall gedient haben. So wenigstens möchte man einige der vielen Höhlen erklären. An einer genaueren Feststellung hindert uns der eingeborene Begleiter. Als wir Miene machen, zur ersten Höhle hinunterzusteigen, ruft er uns ein warnendes barāṛīṯ — Flöhe! — zu. Da wir keine Neigung haben, mit diesen Höhlenbewohnern nähere Bekanntschaft zu machen und uns unliebsamen Konflikten mit vorsichtigeren Zeltgenossen auszusetzen, verzichten wir auf weiteres Eindringen. Auf dem Südostvorsprung des Hügels liegen die Trümmer eines kleinen Kastells. Von hier aus sieht man weit hinein ins Beduinenland bis hin zu den grauen Hügeln jenseits Beersaba. Ein gutes Stück des am anderen Tage zurückzulegenden Weges ist zu überblicken. Er läuft an der anderen Seite des sichtlich breiter werdenden Wadi dicht unter den grünen Anhöhen, die sich uns gegenüber etwa 50 Meter hoch über den Talgrund erheben. Die ganze nähere Umgebung leuchtet im schönsten Frühlingsgrün. Zwar fehlt es vollständig an Baum und Strauch. Aber die Frühlingsblumen sorgen für Abwechselung. Gelbe Wucherblumen treten stellenweise so massenhaft auf, daß manche Hänge wie in Gold getaucht erscheinen.

Die Nacht ist wieder kalt. An den Zelten rüttelt der Wind, und das monotone Geräusch des flatternden Zelttuches singt uns in den Schlaf. Am folgenden Morgen haben es die Mukaris vom Train sehr

eilig. Fast scheint es, als wollten sie die Scharte vom vorhergehenden Tage wieder auswetzen. Als sie anfangen, das erste Zelt abzubrechen, erschallen von drinnen laute Schreckensrufe. Die Morgentoilette muß immer etwas schnell erledigt werden, und es ist erstaunlich, welche Vereinfachungen da möglich sind.

Wir reiten zunächst auf schmalem Wege zwischen üppigen Weideflächen. Der Botaniker würde hier leicht ein Herbarium füllen. Unter den Blumen herrschen die gelbe und die weiße Kamille, der Hahnenfuß und eine blaublühende Erucaria vor. Vereinzelt findet sich die dunkelblaue Iris und die schwarze Calla. Das Gelände wird zusehends flacher. Immer weiter öffnet sich das Tal, immer niedriger werden die uns begleitenden Höhenzüge, und bald befinden wir uns auf mäßig gewellter Ebene, die sich mit fast unmerklichem Gefälle nach Beersaba zu hinuntersenkt. Auf einer Bodenerhebung zur Linken tauchen die ersten braunen Zelte mit den charakteristischen geschweiften Firstlinien auf. Und dicht am Wege geht ein weißgekleideter Beduine hinter einem pflügenden Kamel. Auch die Gerstenfelder, die wir passieren, sind von Beduinen bestellt. Die Kinder der Wüste wissen den Pflug zu handhaben. Sie sehen auf den ansässigen Bauern herab, sie betonen, daß sie nicht seinesgleichen sind. Aber wo der Boden es irgend gestattet, benutzen sie ihn zum Getreidebau. Da zwischen Saat und Ernte nur wenige Monate liegen, bindet der Ackerbau nicht so eng an die Scholle, daß er ein eigentliches Nomadenleben ausschlösse. In der trockenen Jahreszeit zieht der Beduine mit seinen Herden dem Futter nach. Aber wenn schon das Schwergewicht bei ihm durchaus auf der Viehzucht liegt, so leistet er doch auch im Feldbau ganz Tüchtiges. Gerade auf dem Ritt nach Beersaba sahen wir Felder von bedeutender Ausdehnung. Eine einzige Beduinen-Niederlassung hatte anscheinend mehrere hundert Morgen Land unter dem Pfluge, wobei freilich zu bemerken ist, daß der Pflug hier leicht durch das Land läuft und die Bestellung nicht sehr intensiv ist. — Je weiter wir nach Süden kommen, desto ebener und trockener wird es. Aus dem schmalen Pfade wird ein breiter sandiger Heerweg, und wir können die Pferde etwas ausgreifen lassen. Schnell kommen wir dem längst sichtbar gewordenen Beersaba näher. Wir reiten schließlich durch rechtes Steppenland. Die bebauten Felder sind verschwunden, sie haben einem trockenen und dünnen Graswuchs Platz gemacht. Hier bietet sich die Gelegenheit, den Viehbesitz eines Beduinenstammes zu mustern. Dicht am Wege stehen in langen Reihen braune Zelte, und um sie herum grasen auf ärmlicher Weide Kamele, Esel, Schafe und Ziegen mit ihren Jungen. Kurz vor Beersaba wird die

Gegend ganz nackt und kahl. Auch in unmittelbarer Nähe der Stadt bemerkt man weder Baum noch Strauch. Hier fehlt alles, was sonst in Palästina eine Ortslage markiert und umrahmt. Ohne irgend welchen Uebergang steigen ganz unmotiviert die Häuser des jungen Beersaba aus der Wüste empor. Namentlich das Regierungsgebäude und die große Moschee am oberen Ende der Stadt wirken von weitem gesehen in dieser Umgebung ähnlich wie bei uns die von Kartoffelfeldern umgebenen Mietskasernen am Rande einer Großstadt.

In der Tat Beersaba, so uralt seine Traditionen sind, ist als Stadt eine künstliche Schöpfung. Die türkische Regierung hat ein Interesse daran, hier in das Nomadentum einen Keil hineinzutreiben. Aus den gleichen Gründen haben schon die Römer hier kolonisiert. Wo der Ort Blütezeiten erlebt hat, verdankt er sie staatlicher Nachhilfe. Beersaba hat heute wie vor alters den Vorzug der berühmten Brunnen. Aber da diese für die Bewässerung des Landes in größerem Stil nicht in Frage kommen, fehlen an diesem Platze in der Steppe für eine Stadtgründung fast alle natürlichen Voraussetzungen. Allerdings kreuzen hier zwei Straßen — die von Gaza nach maʿān führende und die von Hebron herabkommende. Indes ist der Warentransport auf diesen Wegen nicht sehr bedeutend, und er reicht nicht aus, eine Stadtgründung an dieser Stelle zu motivieren. Eher noch ließe sich gelten machen, daß für die in dieser Gegend zeltenden Beduinen Beersaba der gewiesene Markt und Handelsplatz ist, da es seiner Brunnen wegen ohnehin für die nähere Umgebung zum regelmäßigen Treffpunkt werden muß. Natürlich haben wir es nicht versäumt, uns die Brunnen anzusehen. Östlich der Stadt liegen ihrer zwei ziemlich nahe beieinander. Beide sind mit einer Brunnenstube überbaut und mit großen Schöpfwerken, die durch Zugvieh bewegt werden, versehen. Die etwa 3 Meter breiten und 14 Meter tiefen Brunnenschächte sind mit Steinen ausgemauert. — Auf dem Wege von den Brunnen zur Stadt treten wir in den Hof eines Hauses, um einige Backöfen zu besichtigen, die Professor Dalman durch ihre Konstruktion aufgefallen sind. Während sonst in Palästina im furn-Ofen der Heizraum von dem Backraum nicht getrennt ist, haben diese Öfchen — sie werden ebenfalls furn genannt — gleichsam zwei Stockwerke. In dem unteren befindet sich die Feuerung. Durch ein Loch in der Decke geht die erzeugte heiße Luft in das obere Stockwerk. Da von den Öfen einer erst halb fertig ist, läßt sich das System gut beobachten. Um irrige Vorstellungen zu verhüten, sei bemerkt, daß auch der fertige Ofen kaum 60 cm Gesamthöhe hat.

Der Ort bīr es-sebaʿ besteht aus einer einzigen langen und mehr als

20 Meter breiten Straße, die sich von Ost nach West zu der Bodenerhebung, auf der das Regierungsgebäude liegt, hinaufzieht. Fast jedes Haus an dieser Straße enthält einen Laden. Hier kauft der Beduine, was er nicht selbst herstellt: Baumwollstoffe, Zündhölzer, Tongefäße, Zierteppiche, Zigarrettentabak, Gewehre und Pistolen, eiserne Werkzeuge, Kaffeebohnen, Zucker, Bonbons und vor allem Sattel- und Riemenzeug. Sogar ein Friseurladen ist vorhanden — natürlich nicht für die Beduinen, sondern für die Städter, die Beamten und die Militärs. Ein großer europäischer Spiegel mit nußbaumfurnierter Umrahmung ist von der Straße aus sichtbar und mutet in dieser Umgebung merkwürdig genug an. Vor dem in europäischem Stil aufgeführten Regierungsgebäude stehen schwatzend und scherzend Trupps von Soldaten. Die haben hier vielleicht faule Tage, sind aber nicht zu entbehren. Wie würde es den Händlern ergehen, wenn nicht ein starker Arm sie schützte! Geschweige denn, daß ohne solchen Rückhalt hier eine Verwaltung, will sagen Steuereintreibung, möglich wäre. Die Frage, wer sich hier schließlich als der Stärkere erweisen wird, ist noch ungelöst. Sie würde bei der geringsten Erschütterung der Zentralgewalt wahrscheinlich sofort akut werden. Einstweilen herrscht ein Waffenstillstand, bei dem die Mächte der Ordnung Terrain gewinnen. Aber wer von der Höhe des Serai hinüberschaut zu den braunen Zelten, die rings den Horizont einsäumen, wird das Gefühl nicht los, daß die Häuser von Beersaba mitsamt der Moschee und dem Regierungsgebäude auf unsicherem Grunde stehen. Es wird noch oft wie in den Tagen der Vorzeit Streit sein um die Brunnen von Beersaba.

Weiter nach Süden vorzudringen, ist uns nicht beschieden. Wohl lockt es zu sehen, was sich hinter der südlich von Beersaba laufenden, eigentümlich weißgerippten Bergkette verbirgt. Aber unsere Zeit ist kurz, und wir wollen noch im See von Tiberias baden und auf den Bänken des römischen Theaters in Gerasa sitzen und einige Dolmen im Ostjordanland ausmessen. Also müssen wir wohl nach Norden einschwenken. Es ist erst gegen elf Uhr vormittags, als wir den Weg nach Gaza (ġazze) einschlagen. Vom Regierungsgebäude aus führt eine breite sandige Straße nach Nordwesten, dem Meere zu. Nach dieser Seite hin liegt das Land offen. Das Terrain ist gewellt, nicht bergig. Breite und langgestreckte Bodenerhebungen ziehen sich eine nach der anderen, im allgemeinen von Nordosten nach Südwesten streichend, quer vor uns hin und lassen uns nicht zum Bewußtsein kommen, daß das Gelände sich nach Westen zu abdacht. Die Landschaft hat etwas ungeheuer Monotones. An der Straße entlang und bisweilen auch ihre eigenen

Wege gehend läuft vor uns her eine Telegraphenleitung, die in dieser Einsamkeit wahrhaft melancholisch wirkt. Alles ist kahl und eben. Auf dem langen Ritt von bīr es-sebaʿ bis ṛazze sahen wir einen einzigen Baum — eine einsame Jujube dicht vor ṛazze. Dörfer gibt es natürlich auch nicht. Fast bis ans Meer herrscht hier der Beduine. Seine braunen Zelte sind die einzigen menschlichen Wohnungen bis zu den Toren von ṛazze hin. — Als wir Beersaba einige Kilometer hinter uns haben, überholt uns ein in gestrecktem Galopp vorbeisprengender Soldat und stellt einen vor uns des Weges schreitenden Beduinen. Hat der Biedere im Laden das Bezahlen vergessen? Dann wird er Gelegenheit haben, das Versäumte nachzuholen; denn er muß trotz lebhafter Gegenrede mit zurück nach Beersaba. Im übrigen sind Fußgänger hier selten. Als Hauptreittier dient, wie es scheint, für den kleinen Mann, wie in ganz Palästina, der Esel. Aber man begegnet auch wilden Gesellen auf flinken Stuten und auf leise schreitenden Kamelen. Man hat Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß ein Kamelreiter nicht notwendig eine schlechte Figur zu machen braucht. Es kommt hier wie beim Pferde bloß darauf an, ob der Reiter seine Sache versteht, ob er leicht, elastisch und sicher im Sattel sitzt. Wir sahen eine Gruppe von Kamelreitern, die ein ganz vorzügliches Bild abgaben. Es waren junge, gelenkige Leute mit trotzigen, selbstbewußten Gesichtern, und es war eine Lust zu beobachten, wie unter diesen Kerlen der Eindruck des Plumpen und Langsamen verschwand, der sonst dem Kamel anhaftet.

Zu Seiten des Weges breiten sich bald wieder bestellte Felder, und wenn der Spätregen nicht ausbleibt, mag der pflügende Beduine für seine Mühe belohnt werden. Allerdings sieht der Boden verzweifelt mager aus. Um 1½ Uhr machen wir beim Brunnen von abu-r-ruḳaijiḳ Mittagspause. Die Wasserstelle ist überbaut, und auf dem flachen Dach sammeln sich die unvermeidlichen Zuschauer. Sie kommen aus einem Beduinenlager, dessen Zelte einige hundert Schritt südöstlich vom Brunnen auf einer Anhöhe stehen. Um 2½ Uhr passiert unser Troß den Frühstücksplatz, und ½ Stunde später machen wir selbst uns wieder auf den Weg. An einer Weggabelung geraten wir auf eine falsche Spur, und wenn nicht glücklicherweise auf einer Anhöhe einen Augenblick lang der Troß sichtbar geworden wäre, hätte es an diesem Nachmittag und Abend noch ein langes Reiten geben können. So aber wird der Irrtum beizeiten entdeckt und durch Querfeldeinreiten korrigiert. Dabei stellt sich heraus, daß das Gelände doch nicht durchweg so eben und so trocken ist, wie es uns vom Wege aus erschienen war. Wir passieren in einer Talmulde normal befeuchtetes Land mit saftigem Getreidewuchs und geraten vor

ein ganzes System von tiefen Löchern und Schluchten, die das Wasser ausgehöhlt hat. Oben auf der Höhe finden wir die Straße wieder, und bald ist der Troß eingeholt. Dort ist unser falscher Kurs nicht unbemerkt geblieben. Mit finsteren Mienen empfängt unser Obermukari Jasin seine als Mukaris mit den Herren reitenden Söhne. Er macht sie — ganz grundlos — für den Umweg verantwortlich. Nach der bei Orientalen und Occidentalen beliebten Art redet er sich mehr und mehr in Wut und Entrüstung hinein. Er verflucht sich selbst wegen so ungeratener Söhne, greift blitzschnell in den Busen seines Gewandes, schält aus einer Papierumhüllung eine funkelnagelneue Pistole und macht einige hastige Ziel- und Anschlagübungen in der Richtung auf den älteren der beiden Jungen. Der sieht mit finsterem Gesicht geradeaus und gibt sich Mühe, von den bedrohlichen Reden und Gesten möglichst wenig Notiz zu nehmen. Und der väterliche Zorn legt sich. Die Pistole wird wieder eingewickelt. Die Europäer hatten umsonst gefürchtet, Zeugen eines schrecklichen Familiendramas zu werden. — Gegen 4½ Uhr überschreiten wir einen Talgrund, das wādi māliḥ mit vereinzelten Wassertümpeln, und da es bis zur nächsten Wasserstelle — im wādi esch-scherīʿa — für den Troß noch zu weit ist, wird beschlossen, in der Nähe der Tümpel zu übernachten. Das Wasser ist zwar angeblich nicht salzfrei und auch sonst von zweifelhafter Beschaffenheit. Aber da es von einem etwa 600 Meter südlich der Straße zeltenden Beduinenstamm benutzt wird, kann es nicht ganz unbrauchbar sein. So wählen wir unsern Lagerplatz zwischen der Straße und den Beduinen etwas unterhalb des höchsten Punktes der auf das Wadi folgenden Terrainwelle.

Bei beginnender Dämmerung begeben wir uns in das Beduinenlager, um dem Schech unsere Aufwartung zu machen. Schon von weitem bemerken wir, daß man uns dort erwartet. Vor einem besonders großen Zelt der zweiten Zeltreihe haben sich einige Männer versammelt. In ihrer Nähe steigt unter dumpfen Schlägen eine respektable Staubwolke zum Himmel empor. Man klopft die Teppiche aus, auf denen wir sitzen sollen. Am Eingang seines Zeltes begrüßt uns, umgeben von einigen Ältesten des Stammes, der Schech. Er ist ein älterer Mann von mittlerer Größe mit kurz gehaltenem, schon ergrautem Vollbart. Aus den sympathischen Gesichtszügen und den tiefen dunklen Augen spricht ruhiges Selbstbewußtsein und Sinn für Humor. Obwohl unser Besuch für ihn und seinen Stamm sicher ein Ereignis ist, bemerkt man an ihm nicht die geringsten Spuren von Aufregung. Während uns Kaffee gereicht wird, beantwortet er höfliche Fragen nach Gesundheit, Wetter, Wasser-

und Ernteverhältnissen. Dann bietet man uns frische Milch an. Aber Professor Dalman erklärt, daß seine Begleiter gern einmal sähen, wie in einem Schechzelt Kaffee gekocht wird. Der Schech nickt Gewährung. Ein großer mit Kerbschnitt verzierter brauner Holzmörser kommt zum Vorschein. Darin zerstampft ein Mann Namens Musi mit Hilfe einer sehr ansehnlichen Holzkeule die gebrannten Bohnen. Bei einer späteren Gelegenheit — bei Beduinen des ṛōr — führte man uns auch den Prozeß des Bohnenröstens vor. Dort gebrauchte man zu diesem Geschäft eine im Verhältnis zu ihrer Größe auffallend dicke Eisenpfanne, die auf zwei kleinen Rädern ruhend mit Hilfe einer Art Deichsel über das Feuer geschoben wurde. Während Musi's Arbeit herrscht andachtsvolles Schweigen, denn der Rythmus, in dem er seine Holzkeule bewegt, hat die Bedeutung einer Nationalhymne. Jeder Stamm soll beim Zerstampfen der Kaffeebohnen einen besonderen Takt inne halten. Musi's Melodie besteht vor allem aus Spondäen, die mit Daktylen und Trochäen abwechseln. Die Längen in diesen Versfüßen werden durch den dumpfen Klang der niedergestoßenen Holzkeule hervorgerufen. Die Kürzen erzielt Musi, indem er die Holzkeule bei der Aufwärtsbewegung an die Seitenwände des Mörsers anschlagen läßt, was hellere Töne ergibt und nebenbei auch einen leicht zu erratenden praktischen Zweck hat. Inzwischen hat man das in der Mitte des Zeltes in einer flachen Bodenvertiefung glimmende Feuer neu angefacht und mit frischem Brennstoff versehen. Bis fast unter das Zeltdach schlagen die Flammen hinauf. Sie beleuchten ein malerisches Bild. Dem Zelteingang gegenüber an der Rückwand sitzt zwischen zwei Honoratioren der Schech. Er handhabt würdig eine lange Pfeife mit gradem Holzrohr ohne Mundstück. Der Tabak glimmt in einem engen Tonkopf. Dem Schech zur Rechten nimmt Professor Dalman den Ehrenplatz ein. An den Seitenwänden entlang lagern die Institutsmitglieder. Der ganze Eingang ist besetzt von Neugierigen, die das große Ereignis mitfeiern wollen. Die Frauen sind natürlich nicht sichtbar. Eine Zwischenwand scheidet uns von dem für das Familienleben bestimmten Raum des Schechzeltes. Mitten im Feuer steht auf eisernem Dreifuß eine verzinnte Kupferkanne mit ansehnlichem Ausguß. Man schüttet den gestoßenen Kaffee in das siedende Wasser, läßt die Brühe eben aufkochen und setzt dann die Kanne an den Rand des Feuers in die heiße Asche. Auf einem Tablett daneben stehen drei winzige Tassen. Vor dem Ausschenken erfolgt eine Libation für einen längst verstorbenen großen Schech. Man füllt eine der Tassen mit dem braunen Getränk, gießt den Inhalt in die zweite, aus dieser in die dritte und zuletzt auf den Boden. Dann trinkt der Schech eine Tasse vor, und

nun erst wird den Gästen präsentiert. Nach Landessitte werden die Tassen stillschweigend hingenommen, schlürfend geleert und mit einem „däime“ etwa: möge es in deinem Hause allezeit solchen Trank geben! — zurückgereicht. Was die Gäste übriglassen, erhalten die Stammesgenossen, und es scheint, als ob dabei eine ganz bestimmte Reihenfolge inne gehalten wird. Auch in der Wüste gibt es Rangklassen und uraltes Zeremoniell. Bedächtig nimmt indes das Gespräch seinen Fortgang. Die Fremdlinge müssen von ihrer Heimat erzählen, von dem großen Schech jenseits des Wassers. Man weiß in den braunen Zelten von dem Besuch des deutschen Kaisers in Jerusalem. Man hört voll Interesse zu, als Professor Dalman erzählt, daß der Kaiser an der Spitze eines Bundes von Königen steht. Dafür hat der Beduine in seiner Art ein Verständnis. In der Geschichte seines Glaubens und seines Volkes spielt der Zusammenschluß der Stämme eine große Rolle. Als wir uns zum Gehen wenden, gibt uns der Schech selbst mit einigen seiner Vornehmen das Geleite, um sofort seinen Gegenbesuch bei uns zu machen. Die Gäste werden mit Rosinen und Nüssen bewirtet. Sie verabschieden sich unter Segenswünschen und Freundschaftsbeteuerungen.

Draußen ist es längst völlig Nacht geworden. Ein sternklarer Himmel wölbt sich über der weiten Ebene. Vom Beduinenlager klingt bisweilen schwaches Hundegebell herüber. Sonst ist alles still. Und während das große Schweigen der Wüste uns umfängt, fangen die Geister des Landes an, zu uns zu reden — lautlos und doch vernehmlich. Ihrer Sprache lauschend, werden wir uns der Eigenart des Geschauten und Erlebten bewußt. Die Welt, in die wir an diesem Tage einen Blick tun durften, wie liegt sie so weit ab von aller Geschichte! Wie zeitlos ist diese Einsamkeit! Wie spurlos ist an ihr vorübergegangen, was die Menschheit sich in Jahrtausenden an Fortschritten abgequält hat! Gab es je eine Zeit, in der der Nomade noch primitiver zeltete, noch patriarchalischer hauste, noch einfacher wirtschaftete? Er hat einiges angenommen — er hängt sich eine Flinte auf den Rücken und er qualmt seine Zigarrette — und ist doch geblieben, der er war, ehe das Schießpulver erfunden und der Tabak angebaut wurde. Er bekennt sich zum Islam — aber er glaubt an die Geister der Wüste und opfert den Stammesheroen, wie es seine Väter getan haben lange vor Mohammed. Er sieht die heutige europäische Kultur — aber er sah auch die römische. Er sah die ägyptischen und assyrischen Streitwagen, er plünderte die Karawanen uralter Kulturvölker, er schwärmte auf flinken Rossen um die Nachhut Alexanders. Er war bisweilen genötigt seine Weidegründe zu verlegen. Aber was bedeutet das für den Beduinen! Er gibt nicht Altes auf, wenn er fort-



1. Kamelpflug auf der Ebene von Beersaba.

Aufnahme von G. Reymann.



2. Dorfstraße im Philisterland (in brēr).

Aufnahme von G. Reymann.



zieht; er findet nichts Neues, wenn er wieder kommt. In seiner Welt sind tausend Meilen wie ein Schritt und tausend Jahre wie ein Tag.

Schon im Lauf des nächsten Vormittages erreichen wir Gaza (ṛazze). Der Weg bietet wenig Interessantes. Je weiter nach Westen zu, desto monotoner und dürrer wird die Landschaft. Nach einstündigem Ritt passieren wir das wādi esch-scherīʿa. Das Bett des salzigen Flusses zieht sich hier in östlicher Richtung und hat an Stellen, wo es sich durch kleinere Terrainwellen hindurcharbeiten mußte, auffallend steile Ränder. Es führt noch einiges Wasser, neigt indes hier schon zur Tümpelbildung. Jenseits des wādi esch-scherīʿa erhebt sich der tell abu harēre mit einem kleinen Weli. Im Süden begleiten uns ferne Höhenzüge. Einem von ihnen ist ein Tell vorgelagert, der durch Form und Lage zu archäologischen Vermutungen anregt. Gegen 10 Uhr tauchen im Westen die hellen Dünen des Mittelmeers und die Häuser von ṛazze auf. Wer im Stillen gehofft hat, hier die Küste von einem Baumlande ähnlich wie bei Jaffa eingesäumt zu finden, sieht sich zunächst enttäuscht. Feldfläche reiht sich an Feldfläche. Dicht vor ṛazze geht hinter einem Zweigespann von Kuh und Esel ein Beduine. Er pflügt und sät zu gleicher Zeit — an dem Pfluge ist ein Saattrichter angebracht, aus dem die Körner in die noch offene Furche fallen. Während wir dem Manne zuschauen, suchen unsere Pferde am Wegrande vergeblich nach Weide. Der unbestellte Boden ist fast ganz kahl.

III. Im Philisterland.

Das Bild ändert sich erst einige hundert Schritt vor der östlichen Vorstadt von Gaza. Vom dschebel el-munṭār ziehen sich schöne Baumgärten zur Stadt hinunter. Ganz unvermittelt geht die Feldfläche in Gartenland über. Riesige Kaktushecken fassen unseren Weg ein und geleiten uns auf einen weiten freien Platz, der nach Westen zu durch Friedhöfe, im Norden durch den hier abzweigenden Weg nach hūdsch und im Osten und Süden durch Felder und Gärten begrenzt wird. Da der Platz auch eine stattliche Brunnenanlage aufweist, wird beschlossen, hier die nächste Nacht zuzubringen. Indes der Troß nachkommt, halten wir — zum erstenmal unter grünem Laubdach — unser Mittagsmahl. Durch ein Loch in der Kaktushecke finden wir Einlaß in einen Baumgarten von seltener Schönheit. Neben altersgrauen Oliven mit schon etwas abgetragener Gewandung stehen Sykomoren im Schmuck frischen Laubes. An stattlichen Feigenbäumen sind Weinstöcke von Schenkelstärke in die Höhe gezogen. Durch das Laub der Bäume hindurch zaubert die Sonne auf den grünen Rasen ein Wechselspiel von Licht und Schatten,

uns zur Freude, aber schnell angefertigten Gruppenaufnahmen zum Schaden. Nie wieder ward uns ein so luftiger Speisesaal.

Aber unser Tagewerk ist erst halb getan. Wir sind der Stadt und dem Meer einen Besuch schuldig, und da es bis zum Strande noch gut eine Stunde Weges ist, steigen wir wieder zu Pferde. Vorn am Friedhof passieren wir einige aus Lehmziegeln gebaute Häuser; vor den Türen stehen Frauen mit schwarzen, unschön vom Nasenrücken herabhängenden Schleiern; in den Gesichtern von Groß und Klein prägt sich durch Form und Farbe ein leicht ins Negerhafte hinüberspielender Typus aus. Woran erinnert uns doch dies alles? Einzelnes davon sahen wir im ṛōr, aber das Ganze — in Ägypten! Kein Wunder, daß wir es gerade hier wieder treffen! Denn wir befinden uns ja wenn nicht an Ägyptens Grenze, so doch nahe derselben an einem Punkt der großen vom Nil nach den Euphratländern führenden Straße. Zu allen Zeiten wird hier der ägyptische Einfluß mächtig gewesen sein. Wovon jetzt, nachdem der einstmals so wichtige Verkehrsweg seine Bedeutung verloren hat, die 35 000 Einwohner des heutigen ṛazze eigentlich leben, ist nicht ganz leicht zu sagen. Die Baumgärten allein, so weit sie sich nach Norden und Süden ausdehnen, werden es nicht tun! Aber es ist ein wichtiger Markt für eine große Umgebung und auch Stapelplatz für die nicht unbedeutende Ausfuhr von Gerste aus seinem Hinterlande bis Beersaba.

Der Weg zum Meer führt uns quer durch die Stadt. Wir reiten durch lange, leidlich grade, aber recht enge Straßen und können uns unterwegs überzeugen, daß die Angaben der Reisehandbücher über die in ṛazze grassierenden Augenkrankheiten auf Wahrheit beruhen. Männer mit langen Stöcken gehen unsicher vor uns her und treten aufhorchend zur Seite, um unseren Zug passieren zu lassen. Über hohe Mauern hinweg grüßen Palmenkronen und künden die Nähe des Meeres. In Hauswänden und Hofmauern sind antike Säulenstümpfe und Marmorbruchstücke eingebaut. Vom Westausgange der Stadt läuft eine breite Straße dem Meere zu. Sie ist zunächst mäßig chaussiert, geht aber schließlich in einen Sandweg über, der die Pferde sichtlich ermüdet. Ein leicht gewellter breiter Dünenrücken trennt die Stadt vom Meer. Der Weg ist anfangs von Kaktushecken, weiterhin von Tamarisken eingefaßt. Nach Norden und Süden zu breiten sich Baumgärten. Das Meer bleibt unsichtbar, bis man den vorderen Rand des Sandrückens erreicht hat. Dann aber wirkt der Anblick um so machtvoller. Von der Höhe der Düne schweift das Auge über die unendliche blaue Fläche, die nicht bloß nach vorn, sondern auch nach beiden Seiten hin sich wie ins Grenzenlose

verliert. Im Südwest, der Sonne zu, schwimmen in weiter, dunstiger Ferne Meer und Land in Eins zusammen. Im Norden deutet ein verschleiertes, unbestimmtes Etwas vielleicht den Karmel an. Zu unseren Füßen singt die Brandung ihr uraltes, gewaltiges Lied. Gerade vor uns liegt ein auf den Strand gezogener Ewer. Ein klein wenig südlich davon schiebt sich eine imposante Landungsbrücke auf mächtigen Holzpfeilern ins Meer hinein. Hart zur Linken befindet sich auf dem Sande grünes Gartenland. Auffallend nahe dem Meere wuchert hier ein Gewirr von Baum und Strauch. Von weitem gesehen hat es etwas Dschungelhaftes. — Der Strand selbst ist nur schmal. Vom steilen Absturz der Düne bis zum Meer zählt man kaum 60 Schritte. In der Wasserlinie liegen große dunkle Felsblöcke, die beim Baden zu einiger Vorsicht nötigen. Weiter nach Süden zu findet sich doch ein Plätzchen, an dem die vielgeäußerte Sehnsucht nach dem erfrischenden Wellenbade gestillt werden kann. Der Strand liegt einsam. Vor Zeiten war es wohl anders. Wer sich die Mühe nimmt, die Dünen gegenüber der Landungsbrücke zu untersuchen, entdeckt bald, daß nicht der Wind und das Meer allein hier gebaut und aufgetürmt haben. Unter Sand und Muscheln ruht allerlei Schutt. Wer Glück hat, kann hier sehr ehrwürdige Scherben auflesen. Und man wird die Scherben nicht aus weiter Entfernung hierher geschleppt haben. Das alte Majumas, Gazas Hafenort, hat hier gelegen.

Der Rest des Tages gilt den Sehenswürdigkeiten von ġazze, der Stadt, welche an die Taten und den Tod Simsons erinnert. Von einem Soldaten geführt, begeben wir uns zu der großen Moschee. Über einen großen, mit Kanzel und Koranstuhl versehenen und von überwölbten Gängen eingefaßten Hof gelangt man zu dem alten Kreuzfahrerbau, einer Johanneskirche des XII. Jahrhunderts. Der Turm mit schönen Verzierungen frühgotischen Stils ist natürlich zum Minaret geworden. Der Kirche selbst ist ein viertes Schiff hinzugefügt. Die Chorapsis ist weggeschnitten. Das schöne hohe Mittelschiff macht den Kreuzfahrern Ehre. In den Längsseiten stehen Pfeiler mit vorgesetzten Halbsäulen; darüberhin ziehen sich Arkaden. Besonderes Interesse erweckt die auf einem Säulenschaft des alten Chors angebrachte Darstellung des siebenarmigen Leuchters. Eine darunter befindliche Inschrift konnte bei der bereits beginnenden Dämmerung nicht entziffert werden. Von der Moschee eilen wir durch die Marktstraße zu dem neuen, noch im Bau begriffenen Hospital der Church Missionary Society. Um diese Anlage zu besichtigen, hat ein schwedischer Missionsarzt aus Bethlehem die weite Reise nach ġazze mit uns gemacht. Was die Engländer hier geschaffen haben,

ist in der Tat sehenswert. Um sauber gehaltene Gärten und Höfe zieht sich ein Kranz solider Gebäude. Auch eine Kapelle und Schule für Araber sind vorhanden. Von den Balkons des fast fertiggestellten, wahrhaft opulent gebauten neuen Krankenhauses hat man eine herrliche Aussicht auf die üppigen Baumgärten im Westen der Stadt. Auch an der inneren Einrichtung scheint nicht gespart zu werden. Über den Freibetten stehen auf weißen Täfelchen die besten Namen Englands. — Zum Lagerplatz zurückschlendernd haben wir Gelegenheit festzustellen, wie auch in der inneren Stadt die Bauart der Häuser von der eigentlich palästinischen vielfach abweicht. Aus Lehmziegeln errichtete Gebäude sind nicht selten, und statt des Gewölbes erscheint auch bei fester gebauten Häusern vielfach das auf Balken ruhende und mit Lehm eingedeckte Dach.

Der fünfte Reisetag führt uns in nordöstlicher Richtung durch die Philisterebene. Ohne ṛazze nochmals zu passieren, erreichen wir von unserem Lagerplatz aus die nach burēr führende Straße. Zu unserer Linken bleiben stundenlang die Dünen sichtbar. Einzelne Sandflecken leuchten noch aus großer Entfernung hellrötlich zu uns herüber. Zur Rechten türmt sich das Gebirge Juda auf. Mit seinen westlichen Vorbergen sich zu einer einzigen Wand zusammenschiebend, macht es den Eindruck eines Walles. Desto deutlicher ist die allmähliche südliche Abdachung des Gebirges zu beobachten. Von den Höhen von Hebron an zieht sich eine fast gerade, schräge Profillinie nach Beersaba zu hinunter.

Dicht nördlich von ṛazze liegen westlich unseres Weges zwei kleine Dörfer. Dann reiten wir durch stundenlange Einsamkeit. Neben Weideflächen gibt es große bestellte Felder. Aber die Ortschaften sind hier auffallend dünn gesät. Allerdings ist das Terrain gewellt und nicht vollkommen übersichtlich. Auf den ziemlich trockenen Feldern wächst Gerste und Weizen. Mit der Urginea, einem zwiebelähnlichen Unkraut, scheint die Landwirtschaft hier ihre Not zu haben. Ganze Haufen der faustgroßen weißen Knollen mit dichten Blattbüscheln liegen auf dem Wege aufgetürmt. In brēr steigen wir ab, um ein Gehöft zu besehen. Die Umfassungsmauern und die Hauswände sind aus Lehmziegeln errichtet. Der erste Raum, den wir betreten, ist eine Tischlerwerkstatt. Auf dem Fußboden liegen Hobel und Säge von der in aller Welt gebräuchlichen Form. In der Mitte des ziemlich großen Zimmers steht ein aus Lehmziegeln aufgeführter Pfeiler. Von ihm aus strahlt oben zu den Wänden hinüber ein Gewirr von Knüppeln und rohen Stämmen. Mit getrocknetem Reisig und Erde bedeckt, bilden diese das Dach des Hauses. Die Enden einzelner „Dachbalken“ ragen außen über die Wände hinaus und geben im Verein mit dem auf den Dächern wuchern-

den langhalmigen gelben Grase manchen Häusern ein recht primitives und wildes Aussehen. Daß auch hier der Schein trügen kann, zeigt uns ein zweites Haus desselben Gehöftes. In seiner äußeren Konstruktion gleicht es völlig dem eben beschriebenen. Aber es enthält eine schöne Plattform, auf der bunte Polster und Decken ausgebreitet sind. In dem zu ebener Erde liegenden Teil des Gemaches, der für das Vieh bestimmt ist, läuft der Außenwand entlang eine sauber gearbeitete Futterrinne. Die vierbeinigen Bewohner sind nicht zu Haus. Aber oben auf der Plattform machen sich zwei junge Mädchen zu schaffen, die ihre von leicht gewelltem Haar umrahmten Gesichter wohl sehen lassen können und sich auch ihres Anzuges nicht zu schämen brauchen. Sie tragen sehr geschmackvolle, punktiert gemusterte Kopftücher, und an den braunen Armen glänzen mächtige Ringe. Draußen im Hof hat sich inzwischen ein großes Volk von Frauen und Kindern angesammelt, und einige aufgeregte alte Weiber geben uns zu erkennen, daß es an der Zeit ist, der Inspizierung ein Ende zu machen. Unsere Mukaris scheinen der gleichen Ansicht zu sein. Ihre Pferde finden hier nichts zu grasen; sie stehen trübselig an der kahlen Mauer und vor der zwar schattengebenden, aber ungenießbaren Kaktushecke. Also nirkab (wir reiten)!

Östlich von brēr wird das Terrain welliger. Der Boden wird lehmiger und scheint mehr Feuchtigkeit zu enthalten. Das Getreide auf den Feldern steht dichter und saftiger. Nahe am Wege auffliegende Störche signalisieren verborgene Gewässer. Wieder reiten wir stundenlang, ohne ein Dorf in Sicht zu bekommen. Gegen 1 Uhr biegen wir rechts von der Straße ab. Ein kleines Wadi zieht sich hier in großen Windungen durch die Getreidefelder — es soll uns das Wasser für den Tee beim Mittagsmahl liefern. Wirklich findet sich ein Tümpel mit braungelber Brühe. Zwei eseltreibende Jungen versichern, daß es weiter östlich noch andere Wasserstellen mit sehr viel Wasser gebe. Wir hoffen, uns zu verbessern, denn noch schmutzigeres Wasser ist ja undenkbar. Aber die Geographie ist eine empirische Wissenschaft. Die folgenden Tümpel sind noch kleiner und ihr Wasser ist noch lehmiger. Endlich kommt wieder eine größere Pfütze, und im Vertrauen auf die bakterientötende Wirkung des kochenden Wassers wird beschlossen, hier die Mittagsrast zu halten. In der prallen Sonne lagern wir am grasigen Hang. Vor uns in einer Entfernung von 3 bis 4 Kilometern liegen überragt von einem Tell mit Weli die Häuser von ʿarāk el-menschīje. Kaum kocht das Wassers in Musa's Maschine, als vom Dorfe her ein Reiter auf ungesatteltem Pferde auf uns zukommt. Es ist der Besitzer der angrenzenden Felder. Sein halberwachsener Junge läuft

nebenher. Die Beiden nehmen uns gegenüber Platz, schielen nach den Tieren und benagen zum Schluß die ihnen von Musa zugeworfenen Hammelrippen.

Um den Troß nicht zu überanstrengen, wird bereits in ʿarāk el-menschīje Halt gemacht. Ein von Kaktushecken umsäumter Anger am westlichen Dorfausgang dient als Lagerplatz. Ihm gerade gegenüber liegt der Dorfbrunnen. Da geht es lebhaft genug zu. Aus allen Häusern kommen die Frauen mit großen schwarzen Tonkrügen, die leer in wagerechter, gefüllt in senkrechter Lage auf dem Kopfe balanziert werden. Als Unterlage und Polster tragen die Frauen auf dem Haar ein kleines rundes Kissen, das in einem Falle durch ein kranzähnliches Rankengewinde, an dem noch die grünen Blätter saßen, ersetzt war. Am Brunnen ist großer Zudrang. Die Schöpfstelle ist sumpfig und nur durch große schlüpfrige Steine zugänglich. Das Wasser wird aus beträchtlicher Tiefe mit Hilfe einer an vier Zipfeln befestigten Tierhaut an einem langen Strick in die Höhe gezogen. Leider wird neben dem ledernen Wassersack zu gleichem Zweck auch eine leere Petroleumkiste gebraucht. Diese blechernen Ungetüme sind in Palästina geradezu zu einer ästhetischen Landplage geworden.

Gegen Sonnenuntergang ersteigen wir den Tell, der sich nordwestlich des Ortes erhebt. Der Weg führt am Westrand des Dorfes entlang und läuft dann einige hundert Meter zwischen Kaktushecken von einer selbst im Orient auffallenden Höhe und Üppigkeit. Der eigentliche Aufstieg zum Tell beginnt an dessen Ostseite. Der ganze Hügel ist mit Feldern und Gemüsebeeten bedeckt. Am Nordrand der Kuppe steht das weithin sichtbare Weli. Von oben hat man einen herrlichen Rundblick über einen großen Teil der Philisterebene. Westlich sieht man über der Niederung am Horizont die Dünen der Küste aufragen, ja an hellen Tagen soll, wie die uns begleitenden Fellachen versichern, das Meer selbst sichtbar sein. Nach Osten zu hat man die Gebirgswelt nahe genug vor sich, um die Vorberge von dem eigentlichen Bergrücken unterscheiden zu können. Deutlich erkennbar sind die weißen Häuser von bēt dschibrīn. Nach Süden zu überblickt man den oberen Teil der Schefela. In schwachen Umrissen zeichnen sich einige Tells ab, die dem Spaten lohnende Aufgaben stellen dürften. — Auch der Hügel, auf dem wir stehen, enthält vielleicht interessante Dinge. Er gehört freilich nicht zu dem bekannten Typ der Ausgrabungstells. Denn es scheint doch, daß die Gestalt des Hügels mit der Formation und der inneren Struktur des Geländes zusammenhängt. Aber es wäre eben doch noch zu prüfen, in welchem Maße das der Fall ist. Von dem weichen Fels, der für die Höhen-

bildung an dieser Stelle verantwortlich gemacht worden ist, haben wir nichts wahrgenommen. Und wenn auch gewisse natürliche Ursachen nachgewiesen werden können, so wäre immer noch zu fragen, ob nicht Natur und Menschenhand zusammengewirkt haben, der Kuppe ihre jetzige Gestalt zu geben. Möglich, daß der Tell die Reste des vielgesuchten und bislang nirgends gefundenen Gath, das auch für Davids Geschichte von nicht geringer Bedeutung war (1. S. 21, 10; 27, 2), verbirgt.[1] Leider wird man wegen des Weli schwerlich die Erlaubnis zu umfassenderen Ausgrabungsarbeiten an dieser Stelle erhalten.

Da unter den Fellachen Gerüchte über umherschweifende Räuber umlaufen, werden nach uralter Sitte die Zelte so nahe nebeneinander gestellt, daß die Zeltseile sich kreuzen. Das Durcheinander von Stricken ergibt in der Tat ein nicht zu verachtendes Hindernis für unvorsichtig wandelnde Feinde — und Freunde. Die Wachen für die Nacht werden verstärkt. Um Mitternacht fällt richtig in unmittelbarer Nähe der Zelte ein Schuß, es entsteht Pferdegetrappel, und die Schläfer in den Zelten erwachen. Aber sie sind zu müde, um sich aufzuregen, und wer sich an die dröhnenden Trompetenlaute gewöhnt hat, die Musas Esel allnächtlich zum Sternenzelt emporsendet, den macht auch ein Kanonenschuß nicht mehr ganz munter. Also werden nähere Erkundigungen seelenruhig auf den anderen Morgen verschoben. In der Frühe angestellte Nachfragen ergeben, daß der Schuß von den Wachen abgefeuert worden ist. Sie behaupten, das Lager sei von Räubern umschlichen worden. Aber sie scheinen von der Existenz der ḥarāmīje selbst nicht ganz überzeugt zu sein. Ein Schuß hat im Orient oft weniger den Zweck, den Feind zu treffen, als ihn bange zu machen und fernzuhalten und das in dunkler Nacht leicht ins Wanken kommende Selbstbewußtsein des Schützen selbst zu stärken.

IV. Am Rande des Gebirges.

Der Morgensonne entgegenreitend erreichen wir halbwegs zwischen ʿarāḳ el-menschīje und bēt dschibrīn die Ausläufer des Gebirges. Am tell manṣūr feiern wir das Wiedersehen mit den förmlich vermißten Kalksteinfelsen. Der Tell ist mit einer Anzahl steinerner Vorratshäuser bedeckt. Etwas östlich davon wird eine unterirdische Anlage festgestellt; sie hat drei Zugänge, darunter einen senkrecht von oben einfallenden. Von hier bis bēt dschibrīn läuft der Weg noch verhältnismäßig eben. Kurz vor dem Dorfe und von diesem durch eine schmale Terrainwelle getrennt, liegt ein ziemlich großer Teich ohne Steineinfassung.

[1] S. aber PJB 1908, S. 10f., und oben S. 64f.

An der Vereinigung mehrerer Täler und an der Kreuzung wichtiger Straßen gelegen, obendrein auch fester Punkte nicht entbehrend, sieht bēt dschibrīn auf eine große Vergangenheit zurück, und es besitzt zahlreiche Altertümer. Gleich auf unserem ersten Gange bekommen wir ein kleines Kompendium der Ortsgeschichte in Stein zu Gesichte. Um einige Formalitäten zu erledigen, begeben wir uns zu dem Polizeichef. Im Hoftor des Gewaltigen sind zwei korinthische Säulen mit dem Kapitäl nach unten eingemauert. Und auch im Innern zeigen die Wände allerlei antikes Gestein. In der Mitte des Hofes steht eine prachtvolle Tamariske; der Stamm hat einen Durchmesser von 70 cm. In ihrem Schatten warten wir das Ende der von Professor Dalman geführten Verhandlungen ab. Schließlich erscheint ein Soldat, der beauftragt ist, uns als offizieller Führer zu den Sehenswürdigkeiten des Ortes zu geleiten. Da eine genauere Besichtigung der Antiquitäten des Ortes und seiner Umgebung mehr Zeit erfordern würde, als uns zur Verfügung steht, müssen wir uns auf das Wichtigste beschränken. Vor allem gilt es, den im Jahre 1902 aufgefundenen, mit Wandmalereien versehenen Grabanlagen einen Besuch abzustatten. Der Weg dahin führt in südlicher Richtung; er folgt einem Wadi, das zwischen dem tell sandaḥanna und einem östlich davon streichenden Rücken von mäßiger Höhe läuft. Den Grund des Tales bedecken fast in seiner ganzen Ausdehnung herrliche Olivenwäldchen. Während sonst in Palästina die Kulturbäume — Olive, Feigenbaum und Weinstock — das Recht der Alleinherrschaft in ihrem Bezirk beanspruchen, ist hier zwischen den Stämmen Getreide angebaut, und die gut stehende Gerste zeugt von einer besonderen Fruchtbarkeit des Ackers. Zur Rechten des Weges schaut zwischen den Kronen der Olivenbäume die Kuppe des tell sandaḥanna zu uns herüber. Der obere Teil des Hügels zeigt die Profillinien einer alten Ortslage. Man wird an Moreseth, die Heimat des Propheten Micha, denken dürfen. Nach 20 Minuten erreichen wir die Reste einer byzantinischen, von den Kreuzfahrern umgebauten Kirche — mar ḥanna oder sandaḥanna genannt. Eine große Apsis schaut wie ein hohles Auge ins Tal hinunter. Von der Nordseite des Chors aus blickt man in gewölbte Unterbauten hinein. Je weiter nach Süden zu, desto rauher und zerklüfteter wird das Terrain. Das Wasser hat stellenweise steile Wände bloßgelegt und große, Steinbrüchen ähnelnde Löcher gerissen. Das Gestein ist auffallend weich und bröcklig.

Ziemlich genau der Kuppe des tell sandaḥanna gegenüber liegen die gesuchten G r ä b e r. Die Eingänge sind leidlich freigelegt, und

bald stehen wir in der Vorhalle einer großen unterirdischen Anlage. Nach drei Seiten hin öffnet sich die Vorhalle zu Grabkammern. Der in den Berg hineinführenden Hauptkammer ist ein Querschiff vorgelegt. An allen Wänden entlang gähnen im weißen Gestein die dunklen Öffnungen der Schiebegräber. Wir zählen deren im ganzen 43. Schon der erste Blick zeigt, daß sie in der Form von der in Palästina vorherrschenden abweichen. Während sonst die Decke gerade oder leicht gewölbt ist, hat sie hier die Giebelgestalt. Vor allem aber überrascht den Eintretenden die an den Wänden angebrachte Malerei. Zur Rechten und Linken der von der Vorhalle nach innen führenden Tür sind in roter Zeichnung zwei stattliche Hähne abgebildet. In den Seitenkammern neben der Vorhalle ist oberhalb der Schiebegräber durch zwei gerade und eine gewellte Linie ein Fries angedeutet. In der großen Hauptkammer aber ist durch Zeichnung und Farbe geradezu eine Art Architektur hergestellt. Auf den Pfeilern zwischen den Schiebegräbern prangen in schwarzen und roten Linien jonische Säulen. Auf den Flächen zwischen den Giebeln der Gräber sind kranzartige Ornamente angebracht. Dann folgt ein Fries, der nach oben hin durch eine breite, mit schwarzen und roten Tupfen ausgefüllte Wellenlinie abgeschlossen wird. Die letztere bildet eine Art Pendant zu der Zickzacklinie der Gräbergiebel. Der Fries zwischen beiden ist in seiner ganzen Länge mit Tierbildern bedeckt. Die Darstellung steht nicht auf klassischer Höhe, zeigt aber Ansätze zu guter Beobachtung. Fast scheint es, als ob an den Bildern verschiedene Hände gearbeitet hätten. Es begegnen stark von einander abweichende Löwenrassen. Und auch sonst ist die Ausführung nicht gleichwertig. Die Menagerie ist ziemlich reichhaltig. Man sieht den Löwen, den wilden Esel, die Giraffe, einen Lux mit ungeheuren Ohrbüscheln, den wehrhaften Eber, den Steinbock, das Nashorn, den Elefanten, das Nilpferd, ein Krokodil mit aufgesperrtem Rachen und Fische. Auch der fabelhafte Greif fehlt nicht. In einer Jagdszene sprengt ein Reiter mit geschwungener Lanze und wehendem Mantel auf eine von Hunden gestellte Löwin los. Der Kopf des Reiters ist ebenso wie derjenige eines hinter ihm stehenden Flötenbläsers von bilderstürmender Hand zerstört. An das Ostende des Hauptraumes schließt sich noch ein System von vier nicht mit Schiebegräbern versehenen Kammern. Die erste von ihnen hat die Gestalt eines vergrößerten Schiebegrabes. Der Boden liegt höher als der des Hauptraumes. Auf der Rückseite befindet sich die Tür zu einer zweiten Nische. Diese Tür ist eingefaßt durch Portalzeichnungen, die zwei dorische (!) Säulen und eine dorische Dachkonstruktion andeuten. Die Säulen werden flankiert von zwei mächtigen gehenkelten Urnen. Auch die Ostwand des

Hauptraumes ist, soweit sie nicht dem Eingang zur ersten Nische zum Opfer gefallen ist, mit allerhand bildlichen Darstellungen verziert, unter denen zwei die oberen Ecken ausfüllende Adler auffallen. — In einer zweiten Anlage von ähnlicher Anordnung der Kammern und Gräber überrascht die Farbenfrische einer auf der Ostwand des Hauptraumes abgebildeten Musikantengruppe. Die Kostüme weisen deutlich auf nicht orientalische Vorbilder. Die Inschriften, die hier wie in dem zuerst beschriebenen Grabe alle Wände bedecken, bedienen sich griechischer Sprache und Buchstabenform. Zu eingehender Untersuchung der vielfach flüchtig hingekritzelten Namen und Bemerkungen fehlt uns die Zeit. Aber es bedarf kaum gelehrter Detailstudien, um diese Felsengräber richtig zu datieren und zu rubrizieren. Es handelt sich ohne Frage um Schöpfungen der hellenistischen Epoche, und die Namen und die afrikanische Fauna der Bilder legen nahe, speziell an die Ära des ptolemäischen Einflusses zu denken. Fraglich ist nur, in welchem Umfange der Hellenismus für diese Anlagen verantwortlich zu machen ist. Hat er eine im Lande bereits heimisch gewordene Bestattungsweise nur modifiziert — oder ist das System der mit Schiebegräbern versehenen Felskammer hellenistischen bezw. ägyptischen Ursprungs? Bezeichnen die Gräber von Marissa eine Etappe im Vordringen einer vom Auslande nach Syrien importierten Bestattungsart — oder sind sie das Produkt einer Mischung von Einheimischem und Fremdem? Daß die Schiebegräber in Palästina einer verhältnismäßig späten Zeit — nach Alexander d. Gr. — angehören, scheint festzustehen. Und bēt dschibrīn ist durch seine Lage als Etappenstation für allerhand Import wohl denkbar.

Als wir uns anschicken, von der Gräberstätte nach dem tell sandaḥanna hinüberzugehen, entdecken unsere arabischen Begleiter in einem verschütteten Stollen eine kleine Schlange. Das Tier entzieht sich durch schleunige Flucht der bei aller Aufregung doch recht vorsichtigen Jäger. — Die Kuppe des tell sandaḥanna ist oben abgeflacht und zu Getreidefeldern eingeebnet. Der Westabhang ist steinig und rauh, und hier hat auch Menschenhand künstliche Unebenheiten hervorgerufen. Denn hier finden sich in großer Anzahl künstliche Höhlen. Die meisten sind in Zisternenform angelegt und mit senkrechtem Deckeneingang versehen. Für den Abstieg sind hie und da steile und schmale, sich im Kreis oder Halbkreis den runden Wänden anschmiegende Treppen eingebaut. Hier in der Nähe soll sich ein besonders sehenswertes Kolumbarium befinden, und ein Fellach erbietet sich, uns zu dieser Anlage zu führen. Aber seine Ortskenntnis erweist sich als mangelhaft. Aus verschiedenen Höhleneingängen kehrt er unverrichteter Sache zurück. Endlich, nachdem ein in

der Nähe beschäftigter Pflüger uns seine Meinung zur Sache zugeschrieen hat, kommen wir vor die rechte Tür. Der Fellach verschwindet wieder unter dem Erdboden, und als er nach einiger Zeit Standlaut gibt, kriechen wir ihm nach. Denn mit Gehen und Bücken ist es hier nicht getan. Der unterirdische Weg ist so eng und niedrig, daß der Archäologe auf allen Vieren kriechen und an einigen Stellen gar auf dem Bauche rutschen muß. So schiebt man sich mühselig ein gutes Stück in den Berg hinein — schwer geht in der stickigen Enge der Atem, und dumpf schlägt bei unvorsichtigem Kopfheben der Tropenhelm gegen die niedrige Felsdecke — vollblütige Männer wimmern leise, als zum Schluß die Einfahrtsröhre sich gar abwärts senkt. Aber schon wird es nach vornezu hell, noch einige energische Bewegungen, und wir gleiten schweiß- und staubbedeckt in das hohe und luftige Langschiff der einzigartigen unterirdischen Anlage. Der Grundriß des Ganzen hat die Form eines Doppelkreuzes. Ein länglicher Hauptraum wird durch zwei Querschiffe in drei annähernd gleiche Teile zerlegt. Das Licht fällt durch zwei über den Vierungen angebrachte Öffnungen von je $1^1/_2$ bis 2 Meter Durchmesser. Das Ganze liegt im natürlichen Fels. Die Lichtöffnungen befinden sich jetzt 4 bis 5 Meter über dem Boden des Mittelganges. Aber es scheint, als ob unten ziemlich hoch Schutt und Erde liegt. Nach den Enden der Querschiffe zu schrägt sich der Boden erheblich ab. — An allen Seitenwänden entlang läuft etwa $1^1/_2$ Meter über dem Durchschnittsniveau des Mittelschiffes ein schmaler Absatz. Oberhalb desselben ziehen sich in langen Reihen viele Hundert von nischenartigen Vertiefungen. Sie sind vorn durchschnittlich 20 Zentimeter breit und ebenso tief und, bei leicht gewölbter Decke, nur wenig höher. In der Regel erweitern sie sich nach hinten um eine Kleinigkeit. Daß sie in ihrer Mehrzahl nicht völlig senkrecht zur Wand stehen, wird zufällige oder in der Technik des Steinhauers begründete Ursachen haben. Die Nischen sind leer — und was sie früher einmal enthalten haben, das ist das eigentliche Problem dieser und ähnlicher Anlagen. Ein wohlerhaltenes Kolumbarium besichtigten wir auf einem Sonnabendausflug in der Nähe von ed-dschīb. — Man hat die Vermutung ausgesprochen, daß die Nischen Bestattungszwecken gedient, also entweder Aschenurnen oder Schädel enthalten hätten. Aber für Urnen sind die Vertiefungen zu niedrig, und Schädelausstellungen entsprechen nicht dem Geist semitischen Volkstums. Freilich ist man bisher nicht imstande, die Kolumbarien einigermaßen sicher zu datieren, und es ist nicht ausgeschlossen, daß ihre Entstehung auf fremdländische Einflüsse zurückzuführen ist. Aber gegen das Schädelhaus spricht in unserem Falle schon die große Anzahl der

Nischen — es sind im ganzen wohl an zweitausend! Darum wird man einstweilen die andere Deutung bevorzugen, die in den Kolumbarien Taubenhäuser, in den Nischen die Nist- und Brutstellen und in den Deckenöffnungen über den Vierungen die Fluglöcher für die Tauben sieht. Allerdings besteht dann für unser Empfinden zwischen den Mühen und Kosten der Anlage und ihrem Zweck und Nutzen kein rechtes Verhältnis. Es will zunächst nicht recht einleuchten, daß man lediglich für die Taubenzucht solche enormen Felskammern ausgehauen hat. Die großen, fast kultisch-feierlich berührenden Räume, in denen wir stehen, scheinen gegen eine so profane Deutung zu protestieren. Und der Gedanke drängt sich auf, ob es nicht mit den hier gehaltenen Tauben eine besondere — kultische Bewandtnis gehabt habe. — Halb im Scherz wird vorgeschlagen, den Boden einer der Nischen auszukratzen und die gewonnene Masse in der Heimat chemisch untersuchen zu lassen. Leider kommt der Vorschlag nicht zur Ausführung.

Als Rückweg muß wieder der beim Eintritt benutzte niedrige Gang durchkrochen werden. In nördlicher Richtung auf bēt dschibrīn zu vom Hügel hinabsteigend schreiten wir wieder zwischen ganz auffallend üppigen Gerstenfeldern. In der Nähe des Ortes sind unter freiem Himmel zwei Frauen mit dem Weben eines Beduinenteppichs beschäftigt. Der Aufzug der ca. 5 Meter langen Bahn liegt zwischen zwei Hölzer gespannt horizontal auf dem Erdboden. Der Einschlag erfolgt nach denkbar primitivster Methode ohne Benutzung eines Weberschiffes mit Hilfe eines zwischen die Fäden geschobenen Holzes. Die Frauen behaupten, die Bahn von 5—6 Quadratmetern in fünf Tagen fertig zu stellen.

Während der Mittagspause entfaltet sich ein sehr lebhafter Antiquitätenhandel. Vor allem werden Münzen und Tonlampen angeboten. Aber mit den Besichtigungen ist viel Zeit hingegangen, und wir haben noch kaum den dritten Teil des Tagemarsches hinter uns. Die Zelte erwarten uns in ʿarṭūf, und nun heißt es reiten, reiten bis in die Nacht hinein. Um 1½ Uhr brachen wir auf, zunächst dem wādi dschudēde folgend. Das Tal ist reich mit Oliven bestanden und enthält weite wohlbestellte Getreidefelder. Etwa dem tell dschudēde gegenüber biegen wir rechts nach dem wādi eṣ-ṣūr ab, das wir südlich der für das Adullam der Davidsgeschichte (1. S. 22, 1) gehaltenen chirbet ʿīd el-mīje[1] erreichen. Unterwegs wird das Terrain von Viertelstunde zu Viertelstunde felsiger und bergiger. Im weiten wādi eṣ-ṣūr gibt es

[1] S. PJB 1908, S. 31, und oben S. 61.

regelrechte Terrassen. Wir passieren — besonders südlich der chirbet ʿīd el-mīje — größere ebene Flächen, die ausgezeichnet mit Gerste und Bohnen bestanden sind. Aber wir sahen auch schmale Talsohlen mit mehr Gestein als Humus und wir bedauerten einen Fellachen, dessen Pflug unten im Grunde geradezu in den Steinen wühlt. Kurz vor bēt neṭṭīf treten um den Vereinigungspunkt zweier Täler die Berge weiter zurück. Nach Westen zu sehen wir in das wādi es-samṭ, den Schauplatz des Goliatkampfes Davids, hinunter. An seinem Südrande ist die chirbet esch-schuwēke, angeblich das alte Socho,[1] erkennbar. Über dem Ritt das ziemlich unfruchtbare wādi nedschīl entlang nach Norden zu bricht der Abend herein. Als wir die Bahnlinie Jerusalem—Jaffa passieren, ist es bereits völlig Nacht geworden. Kein Wunder, daß wir zu guterletzt noch in die Irre reiten. Schlimmer ist's, daß die Fühlung mit dem Vordermann verloren geht und die Karawane sich in zwei Gruppen auflöst. Schließlich findet man sich doch wieder zusammen, da beide Teile auf das inzwischen sichtbar gewordene Lagerfeuer zureiten. Als die weißen Korkhelme der aus ganz verschiedenen Richtungen Kommenden wiedersehensfroh durch die Nacht leuchten, fragt man sich gegenseitig erstaunt nach dem woher. Wenn man es nur selber wüßte, und wenn man nicht so todmüde wäre!

In den Zelten wird es an diesem Abend bald still. Desto lauter heult draußen heißer Ostwind. Er zerrt an den Zelten und rüttelt an den für unsere Behausung so wichtigen Pflöcken und zwingt das Personal zu beständiger Wachsamkeit die lange Nacht hindurch. Von Zeit zu Zeit muß hie und da ein lockerer Geselle durch etliche Schläge mit dem Holzhammer zur Seßhaftigkeit ermahnt werden. Trotzdem begräbt unser Feldherrnzelt teilweise im Sturz unsern Führer.

Erst der nächste Morgen zeigt uns, wo wir eigentlich die Nacht verbracht haben. Die Zelte stehen etwas nordwestlich von ʿarṭūf auf dem breitrückigen Hügel, der nach Westen über ein Nebental nach dem Hügel von ṣarʿa hinüber, nach Süden in das Haupttal wādi eṣ-ṣarār hinunterschaut. Als wir aus den Zelten heraustreten, weht uns ein warmer Wind entgegen. Es ist schwül, und es sieht nach Regen aus. Während der Troß dem Ziel des Tages — rāmallāh — auf dem nächsten, nördlichen Wege über eschwaʿ zustrebt, halten wir uns mehr westlich, in ziemlich gerader Richtung auf ʿamwās zureitend. Das hochgelegene ṣarʿa bleibt links liegen. An einem östlichen Ausläufer des Hügels von ṣarʿa steigen wir ab. Auf der südlichen Abdachung des Rückens liegt zwischen Bohnen und Kornblumen ein mächtiger Felsblock,

[1] S. oben S. 13 und 61.

der unser höchstes Interesse erweckt. Denn die Formen des Steines lassen keinen Zweifel, daß wir hier einen Zeugen uralten Opferdienstes vor uns haben.[1] Der Altar mißt bei 1,60 Meter Höhe jetzt unten 2,50 Meter Länge und 1,50 Meter Breite. Auf den beiden Schmalseiten — im Osten und Westen — sind deutlich die Reste stark zerstörter Stufen, die als Aufgang gedient haben, sichtbar. Die Oberfläche trägt eine erhöhte Plattform, auf der sich einige runde Vertiefungen — Schalen — von verschiedener Größe befinden. Das Regenwasser in diesen Steinschalen ist rötlich gefärbt. An der Nordseite des Blockes läuft auf der Mitte des zweiten Absatzes eine Steinrinne. Auch auf der Ostseite und in der Nordostecke der oberen Plattform möchte man Abflüsse angedeutet finden. Aber die starke Verwitterung bezw. Beschädigung gestattet hier keine sicheren Beobachtungen. Wunderbar und erfreulich genug, daß hier nicht mehr zerstört worden ist! Die Puritaner zweier Religionen haben in diesem Lande sonst so gründlich aufgeräumt. Und dieser Steinaltar ist älter als die große Reform Josia's, und er lag innerhalb des Machtbereichs der Reformer! Hatte vielleicht der Erzähler des Richterbuches diesen Stein vor Augen, wenn er berichtet von dem Opfer, das Manoah aus Zorea auf einem Stein in der Feldflur seines Dorfes darbrachte? Das ist nicht unwahrscheinlich, und wir versäumen nicht, uns sogleich an Ort und Stelle dem Reiz der alten Erzählung hinzugeben. Das 13te Kapitel des Richterbuches wird vorgelesen. „Und der Knabe — Simson — wuchs heran, und Jahwe segnete ihn. Und der Geist Jahwes begann ihn zu treiben im Lager zwischen Zorea und Esthahol.“ Zwischen Zorea (ṣarʿa) und Esthahol (eschwaʿ) liegt der Stein, an den sich der Vorleser lehnt.

Als wir zum Weiterreiten aufsitzen, fallen schwere, warme Tropfen. Aber es kommt nicht zu einem richtigen Regen. Der warme Ostwind saugt die Wolken auf, und wir reiten bald wieder im hellen Sonnenschein. Die Gegend nördlich von ṣarʿa muß man mit den Alten zur Schefela rechnen. Die verhältnismäßig sanften Abhänge, die weitgeschweiften Täler nötigen, diesen Strich trotz des Vorkommens ziemlich beträchtlicher Höhen der Niederung zuzurechnen. Die Randlinie des Berglandes läuft weiter östlich in ziemlich gerader Richtung zwischen ʿarṭūf und bēt liḳia. — Wir wenden uns zunächst nach Westen, um die von ṣarʿa nach ʿamwās führende Straße zu gewinnen. Wir erreichen sie da, wo sie ein von Osten kommendes Wadi überschreitet. Unmittelbar vor dem Schnittpunkt werden auf einem hart rechts am Wege

[1] Vgl. PJB 1908 S. 41 ff.

liegenden Felsen mehrere hundert Steinschalen festgestellt. Die Vertiefungen sind offenbar künstlichen Ursprungs. Sie sind nicht rund, sondern elliptisch oder viereckig gebaut mit einem Durchmesser von 35 : 25 Zentimeter[1].

Südlich von laṭrūn kreuzen wir die neue Heerstraße von Jaffa nach Jerusalem und ein wenig später den alten Weg, der den Hügel von laṭrūn nördlich umgeht. Vor uns liegt ʿamwās, das Emmaus der alten kirchlichen Tradition. Unterhalb des Dorfes stoßen wir auf die Fundamente eines großen Gebäudes. Vor ein System von drei Apsiden ist ein rechteckiger Raum gelegt, dessen Breite etwas größer ist als der Durchmesser der mittleren Apsis und dessen Außenwände nun gleichsam vor die Nebenapsiden stoßen. So zeigt gleich der erste Blick, daß hier an Stelle einer dreischiffigen Kirche später eine einschiffige von wesentlich geringerer Breite errichtet worden ist. Die drei Apsiden werden der alten bischöflichen Kirche von Nikopolis angehören. Die mittlere von ihnen wirkt trotz starker Zerstörung noch immer wahrhaft monumental. Sie hat 11 Meter Durchmesser und ist aus riesigen 3 Meter langen behauenen Blöcken aufgeführt, deren Innenseite die der Gestalt der Apsis entsprechende Rundung aufweist. Das jüngere Langhaus werden die Kreuzfahrer gebaut haben. Sie haben die Seitennischen nicht in den Innenraum ihrer Kirche einbezogen. Der erhöhte Chor war durch eine quer durch die ganze Kirche laufende Steinbalustrade abgeschlossen. Von den Außenmauern sind drei bis vier Steinlagen erhalten. Das Material weist einige Ähnlichkeit mit dem der Apsiden auf. Es mögen manche Blöcke aus der älteren in die jüngere Umfassungsmauer hinüber gewandert sein. Strebepfeiler an der Außenwand deuten auf eine gewölbte Decke hin. Da Pfeilerreste im Innern nicht nachweisbar sind, ist man zu der Annahme gezwungen, daß der ganze Innenraum von einem einzigen Bogen überspannt worden ist. — Einige Schritte nördlich der Kirche befindet sich in einem überdachten Raum ein interessantes Taufbecken. Aus kleinen Steinen und Zement ist in Zylinderform ein Mauerwerk von 1 Meter Höhe und 1,60 Meter Durchmesser hergestellt. Der Innenraum des Zylinders hat die Gestalt eines Kreuzes mit abgerundeten Enden. Er ist 1,60 Meter tief und durch zwei marmorbelegte Stufen, die den westlichen Kreuzarm ausfüllen, zugänglich. Die Füllung mit Wasser erfolgte durch eine seitliche, mit einer Wasserleitung in Verbindung stehende Röhre.

Von ʿamwās reiten wir durch das aus dem Josuabuch wohl-

---

[1] S. PJB 1908 S. 36f.

bekannte Tal von Ajalon und wenden uns dann nach Nordosten über bēt nūba (vielleicht das aus der Davidsgeschichte bekannte Heiligtum Nob, 1 S. 21, 1ff.) gegen das Gebirge. Das liegt in aller seiner Pracht vor uns. Scharf heben sich von den in der Sonne rötlich glänzenden Kuppen die bläulichen Täler ab. Kurz vor bēt liḳia passieren wir einen Olivenhain, dessen Boden gut mit Gerste bestanden ist. In bēt liḳia machen wir Mittagspause. Man führt uns in das Gastzimmer des Dorfes und stattet es uns zu Ehren mit neuen Matten aus. Ein Würdenträger sorgt dafür, daß wir während der eigentlichen Mahlzeit nicht von Neugierigen belästigt werden. Als Musa einpackt, füllt sich das Zimmer doch mit Ortseinwohnern. Sie haben einen Bettelknaben — wahrscheinlich ein Waisenkind — mitgebracht. Der sehr kräftig entwickelte, etwa elfjährige Junge ist mit einem viel zu kurzen, ungemein zerlumpten Gewande bekleidet. Er unterstützt seine zögernd und offenbar widerwillig vorgebrachte Bitte, indem er mit der rechten Hand zum Himmel empordeutet. Von der Tür des hochgelegenen Gastraumes hat man einen schönen Blick auf das westlich am Hange sich hinunterziehende Dorf. Um nach bēt ʿūr et-taḥta zu gelangen, müssen wir das wādi selmān und noch ein zweites flacheres Tal kreuzen. bēt ūr (Bethoron) selbst liegt auf einer Höhe, die das Ende eines langen von Ostsüdost streichenden Rückens bezeichnet. Am Ostrande des Dorfes machen wir Halt, um die zweckmäßigste Marschroute nach rāmallāh festzustellen.

V. Hinauf nach Ramallah.

Wir haben die Wahl zwischen zwei Wegen. Gerade nach Osten zu sehen wir in das wādi dscheriūt hinein. Dort führt der kürzeste Weg. Aber auch auf der Höhe, die das Tal im Süden umsäumt, läuft ein Weg, der für uns in Frage kommen könnte, die berühmte Straße, die über das obere Bethoron an ed-dschīb vorüber nach Jerusalem führt. Von ihr aus würden wir über bētūnja unser Ziel erreichen können. — Wir entscheiden uns für den Talweg. Die Sohle des wādi dscheriūt ist bald erreicht — nach Westen zu ist der Abstieg zum Talgrund nicht sehr bedeutend. Wo aber ist der Weg, den die Karte so deutlich und freundlich sich neben dem Bachbett hinschlängeln läßt? Nicht lange, und böse Ahnungen werden zu kummervoller Gewißheit! Wir müssen im Bachbett selber reiten! Die Berge von beiden Seiten drängen zu nahe heran und fallen zu steil ab. Und wo unten ein freies Plätzchen geblieben ist, hat man es mit Obstbäumen bepflanzt und obendrein durch Mauern gegen das Wegschwemmen des Erdreichs gesichert. Das

trockene Bachbett ist so vollständig mit Steingeröll ausgefüllt, daß es europäischer Kavallerie als ein unüberwindliches strategisches Hindernis gelten würde. Mitleidige Reiter versuchen, es den mühsam vorwärtsstolpernden Pferden durch Absteigen leichter zu machen, aber der Trieb der Selbsterhaltung zwingt die meisten bald wieder in den Sattel. So geht es lange Zeit. Alle Unterhaltung verstummt, denn jeder hat mit sich und seinem Roß genug zu tun. Einförmig klappern und mahlen die Pferdehufe im losen Gestein. Bei dem langsamen Vorrücken geht das Maß für die Entfernungen verloren. Als zur Rechten ein mächtiger Bergkopf auftaucht, glaubt man sich bereits vor dem Rücken von bētūnja. Aber bis dahin hat's noch gute Weile. Es ist erst der weithin sichtbare Gipfel des schēch abu-z-zētūn.

Von hier ab gibt es zwar zunächst immer noch keinen Weg, aber doch einzelne wegbare Partieen, die schließlich doch zu einem Saumpfad auswachsen. Ungefähr da, wo die englische Karte chirbet dscheriūt angibt[1] — aber südlich des Bachbettes —, füllt eine Quelle ein Felsbassin mit Wasser und zaubert in ihrer Umgebung das herrlichste Grün hervor. Blühende Obstbäume bilden eine Oase in der Steinwüste. Eine Viertelstunde später gabelt sich der Weg. Rechts geht es nach bētūnja hinauf. Aber auch unser Pfad führt jetzt stark bergan. Wir stehen am oberen Ende des wādi dscheriūt. Ein breiter, spärlich bewachsener Rücken scheidet es von den östlichen, sich zum wādi bēt ḥanīna hinunterziehenden Tälern. Als wir die Höhe erreicht haben, beginnt es zu dämmern. Der Weg senkt sich wieder, und noch eine zweite und dritte Steigung muß genommen werden. Im Zwielicht glänzt der weiße Wasserspiegel des Teiches von bētūnja zu uns herüber. Am Wege tauchen riesenhafte Gebäude auf. Es sind bescheidene Weinbergstürme, deren Dimensionen das Abenddunkel vergrößert. Als wir in rāmallāh ankommen, ist es bereits völlig Nacht geworden. In den Häusern brennt Licht; die Läden sind geschlossen. Wir reiten durch die ganze Stadt bis zum östlichen Ausgang. Wegen der kalten, regnerischen Witterung hat der Train sich entschlossen, von einer Vetternschaft Vorteil zu ziehen. Ein Bruder unseres Musa ist Besitzer eines Hauses an der nach el-bīre führenden Straße. Auf der großen Diele des fast in europäischem Stil gebauten Hauses steht bereits eine lange, gedeckte Tafel. In den geräumigen Kammern warten unserer die Feldbetten. Und das Brüderpaar strahlt vor Stolz über den Komfort, den es uns bieten kann. „ṭaijib?" (Gut?) Man müßte ein Herz von Stein haben, um darauf ein Nein zu antworten. —

[1] Vgl. PJB 1908, S. 12.

In rāmallāh endigte der erste große Abschnitt unserer Institutsreise. In weitem Bogen haben wir das ganze Land Judas, den Negeb mit den Wohnsitzen der Erzväter und einen großen Teil der Philisterebene durchzogen, auch ein gutes Stück von den westlichen Vorbergen des Gebirges Juda und des Gebietes Benjamins kennen gelernt. Dem Land der zehn Stämme diesseits und jenseits des Jordans galten weitere ereignisreiche Wandertage.[1]

[1] S. die Skizze der Reise PJB 1908, S. 12—20.



E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstraße 68—71.

